

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen.

Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie.

Philosophy in the Mid-Century. A Survey. Hrsg. von *R. Klibansky*. Bd. I—III. 8^o (XI und 336, 218, 232 S.) Florenz 1958, La Nuova Italia Editrice. 4000.— bzw. 2500.— und 3000.— L.; geb. 5000.— bzw. 3500.— und 4000.— L. Die vorliegenden 3 (4 sind geplant) vom Institut International de Philosophie herausgebrachten Bände offenbaren den beinahe chaotischen Zustand der modernen Philosophie (sie umfassen die Jahre 1949—1955) aufs neue. K. meint in seinem Vorwort, es sei ein seltenes Ding, daß zwischen Denkern verschiedener Richtung die Möglichkeit fruchtbarer Gesprächs sich abzeichne, in diesem Survey geschehe das. Interessant ist der Blick in die verwirrende Vielfalt der Meinungen und Methoden auf jeden Fall. — Die Beiträge sind ausnahmslos in englischer oder französischer Sprache geschrieben. Ihre Verfasser wurden, wie es heißt, mit viel Sorgfalt ausgewählt, und die Liste der Namen gibt schon für sich allein ein Bild der Situation, wie sie sich in den Augen des Institut International de Philosophie darstellt. So umfaßt die Gruppe der deutschen Mitarbeiter folgende Namen: *K. Bloch, Henrich, Meyer-Abich, Pleßner, Wisser*. Man wird nicht behaupten wollen, daß diese Vertretung der deutschen Philosophie den hiesigen Vorstellungen voll entspreche. Übrigens ist es wohl von Interesse, rein statistisch auszuzählen, daß von betont christlichen oder gar thomistischen Autoren unter den „plus éminents penseurs“ mitwirken: *Battaglia, Bocheński, Geiger, Nédoncelle, Renoirte*. Der faktische Beitrag zum Ganzen ist also verhältnismäßig gering. — Bd. I ist der *Logik* und Wissenschaftsphilosophie gewidmet. Den Hauptanteil nimmt die moderne Logik oder Logistik mit all ihren Arbeitsdimensionen in Anspruch, auch im Zusammenhang mit der Grundlagenproblematik der reinen Mathematik. Methodologie der Wissenschaft betrifft vornehmlich die Physik, doch auch der Schlußartikel über Biologie und Philosophie verdient alle Beachtung. Den Eindruck einer geschlossenen Phalanx macht allein die Logistik; hier ist wirklich die Rede von „team-work“ und eigentlichem wissenschaftlichem Fortschritt; es zeigt sich aber wieder einmal mehr, daß Logistik eben auch als Einzelwissenschaft betrachtet werden muß, als Fachwissenschaft wie die Mathematik selbst, mit der sie so stark liiert ist. — Der 2. Bd. trägt den zunächst überraschenden, weil schon irgendwie wertenden Titel: *Die Krise der Metaphysik*. Er enthält Übersichten über den gegenwärtigen Stand der Ontologie, Metaphysik, Phänomenologie, Existenzphilosophie, Erkenntnis- und Sprachtheorie, aber auch Psychologie und Anthropologie. Wegen der hemmungslosen Divergenz der Auffassungen, die er widerspiegelt, schockiert wohl am meisten der Literaturteil zur Erkenntnistheorie, die so nicht eben viel Vertrauen zu sich erweckt. Wichtig sind die Versuche zur Sprachanalyse: hier wird thomistische Philosophie noch manches aufzuholen haben, denn Sprache ist nun einmal das Instrument unseres Denkens, und so wird Erkenntniskritik kaum mehr möglich sein ohne mitläufige philosophische Sprachanalytik. Noch ein Wort zur Abhandlung von *L.-B. Geiger O. P.*: *Théorie de la philosophie et métaphysique*. Er läßt kaum einen neuen Vorstoß thomistischer oder überhaupt scholastischer Metaphysik erkennen; die Intentionen *C. Ninks, A. Marcs* u. a. werden nur gestreift; *J.-B. Lotz* wird überhaupt nicht genannt. Ähnliches gilt von der Umschau über Ontologie aus der Feder von *J. Wahl*. — Bd. III behandelt Wertlehre, Geschichts- und Religionsphilosophie. Auf dem Gebiete der Ethik leben noch alle Richtungen von früher: Wert-, Pflicht-, Erfolgs- und Gesinnungsethik, Vernunft-, Gefühls-, Güter-, Wesens-, Seins-, Sollens- und Situationsethik. In der Ästhetik überrascht einigermaßen die weithin sehr intensive Anteilnahme an ihren Problemen, bei allem Bewußtsein fast heillosen Zerfahrenheit der Meinungen. Weisen wir noch auf die letzte Sparte hin, die Religionsphilosophie. Für ihren Bearbeiter (*Nédoncelle, Straßburg*) scheint die sehr positive Besprechung des Werkes von *J. Hessen* charakteristisch. — Die gebotenen Überblicke vermitteln zu-

gleich echte und ernste Einblicke in das Philosophieren der Gegenwart. Darum darf man die Bände dieses „Survey“ unbedenklich als unentbehrliches Arbeitsinstrument für ein Philosophieren bezeichnen, dem es auf Kenntnis der „anderen“ und auf wirklichen Kontakt und Kommunikation mit andersartigem Denken ankommt. Die allen Sparten beigegebenen, ausgiebigen und im allgemeinen doch wohl nahezu vollständigen Bibliographien erhöhen den Wert der Bände beträchtlich.

O g i e r m a n n

Bröcker, W., Dialektik — Positivismus — Mythologie. 8^o (113 S.) Frankfurt a. M. 1958, Klostermann. 6.50 DM. — Das Bändchen enthält drei Vorträge. Die „kurze Geschichte der Dialektik“ (9—41), die mit Siebenmeilenstiefeln von Heraklit zu Heidegger eilt, betont sehr zurecht, daß die Dialektik keineswegs ein Gegner des Satzes vom Widerspruch ist. Die Behauptung jedoch, daß der Weg zur Wahrheit über den notwendigen Umweg des Irrtums führe, wurzelt wohl bereits in der zu engen anfänglichen Bestimmung des Gesprächs als eines Einander-Widersprechens; ein Gespräch als reine Teilgabe und Teilnahme kommt dem Verf. nicht in den Blick. Dafür daß die (allerdings einseitig von Kierkegaard her gesichtete) Dialektik des Christentums sich nicht zu begründen vermöge, findet sich auch nicht der Versuch einer Begründung. Gegenüber der neuen Hoffnung des Marxismus, der — wie Hegel — gar schnell für widerlegt gilt, erscheint die Ausschau nach Heideggerschen „Göttern“ von einer beängstigenden Unwirklichkeit. — Der 2. Vortrag „Die Dialektik des Positivismus“ (43—90) will zeigen, daß die 1. These des heutigen Positivismus „Die Metaphysik hat keine Wahrheit“ dessen 2. These „Die wahre Welt ist das Korrelat der vollendet gedachten positiven Wissenschaft“ nicht begründe, sondern, gerade weil sie wahr sei, aufhebe; daß also die Metaphysik dem Positivismus zugrunde liege und dieser mit jener falle. Denn die Lehre von der Unwahrheit der Metaphysik entziehe der Behauptung, daß die Erfahrungswissenschaft die einzig wahre Wahrheit sei, jegliche Beweismöglichkeit. Statt nun etwa die metaphysischen Implikationen jeder positivistischen Behauptung aufzuzeigen, um so einen Weg zu den Gründen alles Wissens freizulegen, will B. — „dialektisch“ — dadurch den positivistischen Wissenschaftsmonismus aufbrechen, daß er die von jenem vorausgesetzte Metaphysik systematisch und geschichtlich als unmöglich und unnütz erweist. B. gründet seine systematische Kritik an der Metaphysik mit Kant darauf, daß 1. alle Erfahrung im Endlichen verbleibe und daß 2. die Einsicht in die Struktur des Existentialurteils den für den Überstieg Endliches-Unendliches zu Hilfe gerufenen ontologischen Gottesbeweis zu Fall bringe. Er übersieht, daß 1. die Analogie unserer Erkenntnis den Übergang vom Endlichen zur wirklichkeitgemäßen Aussage über das Unendliche ermöglicht und daß 2. zwar von einer „Vorstellung von Gott“ ohne Widerspruch bestritten werden kann, daß ihr in der Wirklichkeit etwas Entsprechende, nicht aber von dem in geistiger Selbst- und Seinerfahrung wurzelnden Denken auf das Unendliche hin. Nicht erst Hegel, der den ontologischen Gedankenangriff überfordert, sondern schon das in seiner eigentlichen Intention aufgenommene „Cogito-sum‘ Descartes‘ (vgl. *Meditatio* III n. 38) wird von Kants Kritik nicht getroffen. Im weiteren wird die Metaphysik nach den geschichtlichen Bedingungen ihres Entstehens — vornehmlich bei Platon — gedeutet als „Unternehmen der Ersatzbeschaffung für das durch den Schritt vom (ganzheitlichen) Mythos zur (Stückwerks-) Physik Verlorene“ (64). Die Geschichte des Platonismus sei die Geschichte der Selbstzerstörung der Metaphysik und des scheinbaren Siegeszuges des Positivismus, der in Wirklichkeit mit der Zerstörung der Metaphysik sich selbst aufhebt. Die Voraussetzung für das Entstehen der Metaphysik (als Mythosersatz in der entmythologisierten Stückwerkswelt der Physik) sei die Meinung gewesen, daß die Physik logischer sei als der Mythos. Quod non: Kant habe, richtig verstanden, die Welt der Physik entlarvt als das Nicht-an-sich-Seiende, als Erscheinung 2. Grades, Erscheinung von einer Erscheinung, und damit breche der vermeintliche Vorrang der Physik zusammen. Gerade wenn aus dem Positivismus der letzte Rest Metaphysik als physikalischer Pseudointegration ausgeräumt werde, sei Platz geschaffen für neue Erfahrung nichtphysikalischer und nichtmetaphysischer Art: für die mythische Welt Heideggers und Hölderlins und deren dichtendes Sagen. — Auch die von B. konstruierte Genesis der Metaphysik kann trotz eines gewissen Tiefsinns nicht überzeugen: Metaphysik ist

aus ihrem Wesen nicht Ersatz und Verfall des Mythos, sondern mit Notwendigkeit einsetzende reflexe Vergegenwärtigung der dem Mythos selbst eignenden logischen Momente im umfassenden Elemente des Logos. — Das Schlußkapitel „Heideggers Mythologie“ (91—113) gibt nähere Auskunft über Heidegger und sein neuerdings begonnenes mythisches Reden, besonders — kurz und instruktiv — über die Entwicklung des Heideggerschen denkerischen Werkes.

Kern

Lorenzen, P., Formale Logik (Samml. Göschen, 1176/1176a), kl. 8^o (165 S.) Berlin 1958, de Gruyter, 4.80 DM. — Das vorliegende Bändchen der Göschen-sammlung enthält wohl das Wichtigste von dem, was in der klassischen und mathematischen Logik bis heute geleistet wurde. Der 1. Teil ist der Syllogistik gewidmet. Der Verf. bringt eine relationslogische Interpretation der Syllogistik. Das für die Syllogistik Erforderliche aus der Relations- und Aussagenlogik wird hier auf einer unkritischen Stufe vorweggenommen. Damit gewinnt die Darstellung an Einfachheit und intuitiver Klarheit. Der 2. Teil behandelt die klassische Aussagenlogik, für die der Verf. den passenderen Namen „Junktorenlogik“ wählt. Hier ist besonders wertvoll die sorgfältige Unterscheidung der verschiedenen Begriffe der Implikation. L. unterscheidet neben der Subjunktion noch die faktische und logische Implikation. Damit dürfte der lange Streit um die Implikation grundsätzlich geklärt sein. Im 3. Teil wird der Begriff des Kalküls eingeführt. Unter einem Kalkül versteht L. die Herstellungsvorschrift für die Figuren nach gewissen Regeln. Dieser Begriff spielt im Begründungsproblem eine zentrale Rolle. In diesem Teil wird noch die Konsistenz und Vollständigkeit der klassischen Junktorenlogik auf Grund des Gentzenkalküls bewiesen. Im 4. Teil, der über die effektive Logik der Junktoren handelt, geht L. auf seine operative Begründung der Logik näher ein, die er in seiner „Einführung in die operative Logik und Mathematik“ (Heidelberg 1955, Springer) ausführlicher behandelt hat. Sie heißt „operativ“, weil ein Kalkül, d. h. ein Operieren mit Figuren vorausgesetzt wird. Einen voraussetzungsfreieren Anfang kann man in der formalen Logik kaum wählen. Die logische Implikation wird definiert als allgemein-zulässige Regel, d. i. eine Regel, die für einen beliebigen Kalkül zusätzlich zugelassen werden kann, ohne daß die Klasse der im Kalkül ableitbaren Figuren erweitert wird. Die Zulässigkeit einer Regel wird bewiesen, indem „effektiv“ die Anwendung dieser Regel „eliminiert“ wird. Die logischen Junktoren der Konjunktion („ \wedge “) und Adjunktion („ \vee “) werden durch folgende Regeln eingeführt: (1) $a, b \rightarrow (a \wedge b)$; (2a) $a \rightarrow (a \vee b)$; (2b) $b \rightarrow (a \vee b)$. Diese Regeln sind für jeden Kalkül relativ-zulässig, und zwar relativ zu der Klasse der Kalkülfiguren, die \wedge und \vee nicht enthalten. Die Negation wird ähnlich definiert wie im Intuitionismus von Brouwer. Diese Definition entspricht dem aus der klassischen Logik bekannten Prinzip: „ex falso quodlibet sequitur“. Der so begründete Kalkül der effektiven Logik enthält nicht das Tertium non datur (TND) und ist daher mit der intuitionistischen Logik identisch. Von der klassischen Logik (d. h. der effektiven Logik, ergänzt durch das TND) kann allgemein nur negativ bewiesen werden, daß ihre Anwendung nicht zu einem Widerspruch führt. Für spezielle Kalküle, in denen es zu jeder primitiven Figur eine komplementäre Figur gibt, ist dann die Zulässigkeit der klassischen Logik auch effektiv beweisbar. Damit dürfte auch dieser Streit um das TND im wesentlichen geklärt sein. Diesem Unterschied zwischen der effektiven und klassischen Logik kommt heute, besonders in der Mathematik, in Anbetracht der Existenz unentscheidbarer Kalküle, große Bedeutung zu. Der 5. Teil behandelt die Quantorenlogik. Nach der operativen Einführung der Quantoren werden die grundlegenden Regeln der effektiven und klassischen Quantorenlogik abgeleitet. Außerdem enthält dieser Abschnitt Schüttes Beweis des Gödelschen Vollständigkeitssatzes und den Churchschen Unentscheidbarkeitssatz. Der letzte Teil ist der Logik der Gleichheit gewidmet. Durch Abstraktion aus den Formeln und Termen werden die Relationen (resp. Mengen) und Funktionen gebildet. Die Relationslogik und der elementare Teil der Mengenlehre ergibt sich dann „als formale Logik in anderer Ausdrucksweise“ (151). — Das Buch ist reich an Inhalt, komprimiert geschrieben und enthält doch keine Behauptung, die nicht bewiesen würde. Die formallogischen Grundbegriffe werden hier nicht, wie es sonst in der Logistik üblich ist, „axiomatisch“, d. h. oft ohne nähere

Begründung, vorausgesetzt, sondern ursprünglich aus der Betrachtung der Kalküle gewonnen. Das Buch ist freilich keine leichte Lektüre. Aber der Leser, der sich durchringt, wird mit einem viel tieferen Einblick in die Grundlagen der formalen Logik belohnt. Keiner, der sich für dieses Gebiet interessiert, kann an L.s. Werken vorbeigehen.

Richter

Klaus, G., Einführung in die formale Logik, gr. 8^o (XII und 391 S.) Berlin 1958, Deutscher Verlag der Wissenschaften. 22.80 DM. — Das vorliegende Lehrbuch ist in der marxistischen Literatur der erste Versuch einer Synthese zwischen der überlieferten formalen Logik, die sich erst seit kurzer Zeit hier einen gebührenden Platz errungen hat, und der mathematischen Logik, die wegen ihrer Verbundenheit mit dem Neopositivismus von den marxistischen Theoretikern bisher vielfach ganz abgelehnt wurde. Nach dem einleitenden Kap. über den Gegenstand und die Aufgaben der Logik beginnt der Verf. mit der Behandlung des Urteils, seiner Struktur und der Verbindungen zwischen den Urteilen (Kap. 2 und 3). In diesen Abschnitt wird auch der elementare Teil der mathematischen Logik, die Aussagenlogik, eingebaut. Weitere Kap. (4 und 5) sind dem Begriff und der Definition gewidmet. Kap. 6 behandelt die traditionelle Lehre vom logischen Schluß und ihre Fortentwicklung (Prädikatenlogik und Relationslogik). Die Syllogistik wird in der klassenlogischen Interpretation von Hilbert-Ackermann dargestellt. Auch das Entscheidungsproblem wird in der dem Anfänger angemessenen Form behandelt und vom Standpunkt des dialektischen Materialismus richtig gedeutet. Im 7. Kap. befaßt sich K. mit den allgemeinen Fragen der deduktiven Methode (Axiomatik). Das letzte Kap. handelt über die reduktiven Methoden (Hypothese und Induktion) und wird vom Verf. bereits zur angewandten Logik und Methodologie der Wissenschaften gerechnet. — Den Unterschied zwischen der formalen und dialektischen Logik kennzeichnet K. so: „Die formale Logik ist das Gebiet der extensionalen Beziehungen, die Dialektik das Gebiet der intensionalen Beziehungen“ (98). Zu dieser Auffassung dürfte dem Verf. eine einseitig extensionale Interpretation der formallogischen Grundbegriffe Anlaß gegeben haben. Unzulänglich ist wohl die Begründung der Evidenz der formallogischen Prinzipien mit Berufung auf die Praxis. Ebensowenig rechtfertigt die Praxis das negative Urteil über den Intuitionismus von Brouwer (242). Die logische Implikation wird mit der materialen Implikation verwechselt. Das Charakteristische für den Prädikatenkalkül ist nicht die Gliederung der Urteile in Subjekt und Prädikat, sondern die Anwendung der Quantoren, die überall dort statthaben kann, wo eine Variable vorliegt. Deswegen dürfte der Name „Quantorenlogik“ mehr angebracht sein. Die Beispiele aus dem politischen Leben in einem Lehrbuch der formalen Logik sind dem Gegenstand dieser Wissenschaft weniger angemessen. Für eine weitere Auflage wäre ein Sachregister wünschenswert. — K.s. Bemühen um eine „Versöhnung“ zwischen der klassischen und mathematischen Logik ist jedenfalls zu begrüßen.

Richter

Freudenthal, H., Logique mathématique appliquée (Coll. de Logique mathématique, A 14). gr. 8^o (57 S.) Paris 1958, Gauthier-Villars. ffrs 1200.— Diese Monographie befaßt sich mit der Anwendung der mathematischen Logik außerhalb der Mathematik. Ein Kapitel ist der praktischen Anwendung in der Theorie der elektrischen Netze und der Rechenmaschine gewidmet. Ein weiteres Kap. bringt einen historischen und kritischen Überblick über den Einfluß der mathematischen Logik in der Philosophie. Der Satz: „On peut juger le caractère scientifique d'un philosophe à la mesure dans laquelle il s'est soucié de l'analyse logique de la copule“ (33), verrät genügend die philosophische Einstellung des Verf. und zeigt, wie wenig man sich in Kreisen der Logistik der Grenzen ihrer einzelwissenschaftlichen Methode bewußt ist. F. kritisiert die sog. „nominalistische“ Richtung innerhalb der mathematischen Logik (Goodman). Eigene Kapitel sind dem Problem der Interpretation der Implikation und dem syntaktischen Phänomen gewidmet, das F. „transfert intentionnel et modal“ nennt. — Die Monographie bietet einen guten Überblick über die einschlägigen Fragen. Einige bibliographische Hinweise wären wünschenswert.

Richter

Klug, U., Juristische Logik. 2. Aufl. gr. 8^o (VIII und 164 S.) Berlin 1958, Springer. 26.— DM. — In der vorliegenden Schrift versucht der Verf. einen ersten Schritt zur Auswertung der modernen Logik für die Jurisprudenz zu vollziehen. Im allgemeinen Teil werden die logischen Hilfsmittel behandelt: die Grundlagen des Aussagen-, Prädikaten-, Relationenkalküls und der Definitionstheorie. Im besonderen Teil werden die Hauptformen des juristischen Schließens hinsichtlich ihrer logischen Möglichkeit und ihrer Grenzen an Hand von Beispielen aus geltendem Recht untersucht. Das abschließende Kap. diskutiert die Möglichkeit und Tragweite der Axiomatisierung und Kalkülisierung der Jurisprudenz. Hier wurde die Logistik bereits zu praktischen Aufgaben herangezogen, z. B. in den USA werden Verträge und Versicherungsbedingungen axiomatisch überprüft. Die Darstellung ist jedem Leser, auch dem in der Logistik nicht geschulten, verständlich. R i c h t e r

Brentano, Fr., Die Lehre vom richtigen Urteil. Nach den Vorlesungen über Logik mit Benützung anderer Manuskripte aus dem Gebiet der Erkenntnistheorie aus dem Nachlaß hrsg. von Fr. Mayer-Hillebrand. 8^o (XXIV und 344 S.) Bern 1956, Francke. 22.— DM; geb. 26.50 DM. — Das vorliegende Werk geht, wie die Herausgeberin in einer Vorbemerkung zu den Anmerkungen (309) darlegt, im wesentlichen auf die Handschrift des Logikkollegs B.s aus der 2. Hälfte der achtziger Jahre zurück, die freilich manches nur in Schlagworten andeutet. Zur Ergänzung wurden auch die älteren, wenn auch weniger vollständigen Fassungen des Logikkollegs, eine stenographische Nachschrift von Franz Hillebrand sowie auch dessen Vorlesungen über Logik benutzt, die sich eng an B. anschließen. Die Anmerkungen geben in jedem einzelnen Fall an, woher der Text stammt. Der von der Herausgeberin gewählte Titel gibt den Inhalt des Buches gut wieder. Es handelt sich in der Tat nicht um bloße Logik, sondern, besonders im 2. Hauptteil, auch um Erkenntnistheorie. Inhaltlich ist natürlich vieles von dem, was dieser neue Band bietet, bereits aus den früher gedruckten Werken B.s und den Darstellungen seiner Lehre in den Handbüchern der Geschichte der Philosophie bekannt, so seine Auffassung der Logik als der Kunst, zu richtigen Urteilen zu gelangen, seine eigenartige Urteilslehre (97—137), seine Kritik der äußeren Wahrnehmung (144—154) und des Gedächtnisses (157—162) und seine Auffassung der apriorischen Erkenntnis (162—192). Mehr Neues bietet der 1. Teil: „Von den Gedanken und ihrem sprachlichen Ausdruck.“ Was hier zur Kritik der Sprache gesagt wird, ist z. T. sicher beachtenswert, z. B. die Hinweise auf die Gefahr von Äquivokationen und die verschiedenen Arten der mehrdeutigen Wörter. Andererseits geht B. mit seiner Kritik in mehr als einer Hinsicht ohne Zweifel zu weit. Vieles erscheint ihm als bloße „Fiktion der Sprache“, als bloßes „ens elocutionis“ (nicht einmal „ens rationis“), dessen Realgeltung bei Berücksichtigung der klassischen Unterscheidungen des gemäßigten Realismus recht wohl zu halten ist. Nach dem 2. Teil über die unmittelbaren Erkenntnisse (innere Wahrnehmung und analytische Prinzipien) bringt der 3. Teil: „Von den mittelbaren Erkenntnissen“, die Anwendung der eigenartigen Urteilslehre B.s auf die Schlußlehre, die dabei natürlich manche Umformungen erfährt (199—237). Der 4. Teil hat den Titel: „Von der Wahrscheinlichkeit.“ Er behandelt ausführlich die Wahrscheinlichkeitsprinzipien von Laplace und führt die Induktion auf das sechste dieser Prinzipien, d. h. auf die äußerste Unwahrscheinlichkeit, durch Zufall die Regelmäßigkeit zu erklären, zurück. Die Anwendung der Induktion in den Erfahrungswissenschaften setzt außerdem das Kausalprinzip voraus, das B. im Sinn des physischen Kausalprinzips versteht und aus der zeitlichen Kontinuität der Ereignisse a priori als „unendlich wahrscheinlich“ zu erweisen sucht. — B. meint, die Bestimmung der Wahrheit als „Übereinstimmung des Denkens mit dem Seienden“ führe zu einem Regressus in infinitum (192), weil die Feststellung dieser Übereinstimmung voraussetze, daß das Seiende bereits wahr, d. h. als in Übereinstimmung mit dem Denken, erkannt sei. Er selbst führt den Begriff der Wahrheit auf den der Evidenz zurück: Wahrheit kommt dem Urteil dessen zu, der so urteilt, wie der mit Evidenz Urteilende urteilen würde (194). Um so wichtiger wäre es, daß der Begriff der Evidenz völlig geklärt würde; es scheint uns aber, daß diese Klärung bei B. fehlt. Mit Recht heißt es zwar, Evidenz sei nicht bloß ein unwiderstehlicher Drang zu einem Urteil (142). Positiv erfahren wir jedoch nur, Evidenz sei eine Eigentümlichkeit, die das Urteil als richtig charakterisiert (143).

Wie das geschieht, bleibt unerörtert. Damit dürfte auch der Einwand gegen den klassischen Begriff der Wahrheit zusammenhängen. de Vries

Ritz, M., *Le problème de l'être dans l'ontologie de Maurice Blondel*. 8^o (XV und 123 S.) Fribourg (Suisse) 1958, Éditions Universitaires (Studia Friburgensia, Nouvelle Série, 21). 12.— DM. — Das metaphysische Problem des Seins im Denken Blondels ist noch kaum je mit so viel Nüchternheit und Schlichtheit, mit relativ so wenigen, oft sogar dünnen Worten exponiert worden wie in dieser Studie. Blondel meint, unsere Seinsidee realisiere sich nicht in den Gegebenheiten der Erfahrungswelt, die in ständiger Veränderung begriffen sind; sie könne daher nicht durch Abstraktion aus ihnen gewonnen sein, sondern nur durch unmittelbare Einsicht, letztlich kraft „Erleuchtung“ durch das göttliche Sein, das esse ipsum (44). Sein besage Substantialität, absolutes Insichstehen, „en soi et par soi . . . ce qui persiste, subsiste et consiste“ (19); im Gegensatz zu den kontingenten Seienden, die nur „existieren“, ist das „Sein“ absolut, transzendent, notwendig, ein einziges und ewiges (20). Darum gibt es nur ein Seiendes, das dieser Seinsidee im eigentlichen Sinne entspricht, alle anderen Seienden „existieren“ kraft Teilhabe an ihm. Bedingung solcher Partizipation ist die Materialität, die allem Nichtgöttlichen zukommt, auch den reinen Geistern (26 f.). Auch die endliche Person ist nicht eigentlich Substanz; sie existiert nur in Wesensrelation zu anderen (30). Alle Seienden aber streben nach Substantialität und Subsistenz, daher nach Gott, der diese allein vermitteln kann. Für die menschliche Person ergibt sich schließlich, daß sie Sein und Substantialität erst in der Hingabe an Gott erreicht. Da nun Gott faktisch der Gott der Offenbarung und Übernatur ist (die Philosophie dürfe über diese Tatsache reflektieren und von ihr her Licht auf rein philosophische Zusammenhänge fallen lassen), strebt der Mensch tatsächlich nach der übernatürlichen Schau Gottes (64 ff., 96 ff.). — Die thomistisch gut geschulte Verfasserin findet bei Blondel eine unhaltbare Kontamination von „causa formalis“ und „efficiens“ (solange Gottes Sein wirklich als „vinculum substantiale“ in den Geschöpfen betrachtet wird), ebenso von „ordo naturalis“ und „supranaturalis“. Die Gegenüberstellung der Lehre des hl. Thomas (in Teil II) weist mit aller Deutlichkeit aus, daß Blondel sich nicht darauf berufen darf, das Lehrgut der „Schule“, nur mit eigenen Worten und Formeln, erneuert und vertieft zu haben. Die Kritik schließt sich ganz und gar an de Tonquédec und Garrigou-Lagrange an; sie erfolgt aus einem vielleicht nicht immer sehr vorsichtigen Vergleich der beiderseitigen Terminologien. Ob jedoch Blondel in seinem tieferen Anliegen ausreichend zu Wort kommt? Werden nicht doch wohl leichthin „christlich-philosophische Tradition“ und „Schule“ (École, Scholastik) praktisch gleichgesetzt, wie ferner „Schule“ und „Thomas“ oder einfachhin Thomismus? Daß Blondel nicht in der Linie thomistischen Denkens liegt, hat sich jedenfalls nochmals gezeigt. O g i e r m a n n

Gabel, H., *Theistische Metaphysik im Ausgleich von Idealismus und Realismus*. Das Problem der natürlichen Gotteserkenntnis bei Joseph Geysers. 8^o (XVI, 124 und 25 S.) (Imprimatur: 1957) (Druck: Eiermann, Mosbach [Baden]). — G. stellt das Denken Geysers von einem zentralen Gesichtspunkt aus dar, vom Problem der natürlichen Gotteserkenntnis. Letztlich geht es Geysers immer um diese und um die kritische Sicherung ihrer Grundlagen. Dementsprechend geht die Arbeit nach einem Überblick über die philosophische Persönlichkeit Geysers von den Grundlagen in der Psychologie, Erkenntnistheorie und Metaphysik über zur Darlegung der Struktur und des Apriori der Gottesbeweise. Ein letztes Kapitel würdigt die natürliche Gotteserkenntnis als personalen Akt. In einem Anhang veröffentlicht G. mehrere Stücke aus dem Nachlaß Geysers. Die Bibliographie der Schriften Geysers baut auf dem bis 1930 reichenden vollständigen Verzeichnis in der von F. J. v. Rintelen herausgegebenen „Philosophia perennis“ auf. Dankenswerterweise enthält sie auch die Artikel, die Geysers für das „Lexikon der Pädagogik“ und das „Lexikon für Theologie und Kirche“ geschrieben hat. — Es ist dem Verf. gelungen, Geysers Aussagen über die Möglichkeit, die Voraussetzungen und die Struktur der natürlichen Gotteserkenntnis aus den in seinen Schriften verstreuten Hinweisen zu erheben und dem Leser in einer klaren, immer das Grundsätzliche hervorhebenden, gutdokumentierten Übersicht zugänglich zu machen. Er zeigt die Lehre Geysers auch im Spiegel der

Diskussion, die sich um sie erhoben hat, und wahrst sich dabei eine erfreuliche Distanz zu den Auffassungen Geysers, deren Zeitbedingtheit ihm bei aller Anerkennung seiner Leistung nicht verborgen bleibt. Seine kritischen Anmerkungen und die zusammenfassende Würdigung künden ein fruchtbares, durch das Ungenügen mancher Antworten Geysers gewecktes und an Thomas geschultes Weiterdenken der Probleme an. Es ist zu bedauern, daß eine so gründliche Arbeit, wie es scheint, keinen Verleger gefunden hat, der ihr die Verbreitung garantieren würde, die sie verdient.

Br u g g e r

H o m m e s, J., Krise der Freiheit. Hegel — Marx — Heidegger. 8^o (331 S.) Regensburg 1958, Pustet. 15.50 DM; geb. 18.— DM. — Was der Verf. in zwei früheren Werken, „Zwispältiges Dasein“ und „Der technische Eros“, für die Fachwelt tat, das will er in diesem Buch in aufgelockerter Form, einfacher und klarer, für interessierte weitere Kreise tun: „die technizistische Weltfrömmigkeit von heute und ihre philosophische Formulierung in der dialektischen Methode“ (8) darstellen. Die beiden Rahmenkapitel beschränken sich in ihrem Text auf die allgemeinverständlichen Grundgedanken; ihre Anmerkungen verweisen durchgehend auf das Mittelstück. Kap. I umkreist das „technokratische Wesen der modernen Dialektik“; Kap. III appelliert an die „objektive, naturrechtliche und theistische Metaphysik“ (passim) als Sicherung gegen den Totalitarismus, der die Konsequenz der technizistischen Dialektik sei. Das mittlere Kap., das den Hauptgehalt des Buches bietet (90 bis 262), schildert den Entwicklungsgang der modernen Dialektik von Hegel über Marx zu Heidegger. Als das Gemeinsame dieser Dialektik in ihrer idealistischen, materialistischen und existentialontologischen Spielart gilt: *technizistische Ganzheitsmystik*. Die Dialektik ist „*Ganzheitsmystik*“: „Sie leitet die Einzelwesen und unter ihnen auch den Menschen ganz und gar nur noch von dem den Menschen und alle Einzelwesen mystisch umfassenden Ganzen ab“ (96), mag dieses Ganze die Vernunft oder das Gesamt der Produktivkräfte (bzw. die kommunistische Gesellschaft) oder „jenes Sein, dem der Mensch . . . in der Existenz innewohnen habe“ (97), sein. In jedem Falle sei der Mensch nur „eine vordergründige Erscheinung und ein ausführendes Glied“ (263), „Organ der Selbstbewegung der Wirklichkeit“ (144). Damit ist das zweite Moment der modernen Dialektik berührt: ihr „*technizistischer*“ Charakter. Die tätig-technische Ausgestaltung der Welt wird dadurch „technizistisch“ übersteigert, daß die vorgegebene Naturwirklichkeit in ihrer eigengesetzlichen Gegenständigkeit zunehmend mißachtet und zum bloßen Material der Selbsterzeugung des Menschen herabgesetzt wird. Die Dialektik „fordert, jeden Anspruch eines Seienden, aus sich selbst und nicht erst durch den Menschen etwas zu sein, zurückzuweisen“ (216); der Mensch wird zum „Selbst der Welt“ (122); es ist „sein eigenes Innere als das alle Einzelwesen umfassende Ganze“ (267), das er ausarbeitet und durchsetzt. — Es sei abgesehen von der Frage, ob nicht schon in der eben gegebenen Kennzeichnung der „*Ganzheitsmystik*“ und ihres „*technizistischen*“ Charakters ein Widerspruch aufbrach: Das Daseinsganze schien zuerst den Menschen mitsamt den Dingen zu überwältigen, sein Eigensein „aufzuheben“ — dann aus seinem „eigenen Inneren“ als dessen Vollendung aufzubrechen. Zunächst scheint es, daß bei den drei genannten Denkern tatsächlich, in verschiedenem Grade natürlich und auf sehr verschiedene Weise, die Eigenständigkeit der Einzelwesen zugunsten eines umfassend-durchwaltenden Ganzen beeinträchtigt wird. Der technokratische Grundcharakter der Lehre von Marx wird anzuerkennen sein; im Zusammenhang damit auch die Bestreitung eines wirklichen Realismus bei Marx (153—161 147: Anm. 245 87: Anm. 102 u. ö.). Daß aber gerade dieses zweite, sozusagen formale und für H.' These entscheidende „*technizistische*“ Moment auch die Philosophie Hegels und Heideggers bestimme, konnte der Verf. jedenfalls nicht mit derselben Deutlichkeit aufweisen. Die „Selbsterzeugung des Menschen aus der Natur“ ist eben doch wohl nur ein — von Marx herausgegriffener und verabsolutierter — Ausschnitt des Hegelschen Systems. Was nach Hegel „wird“, ist nicht der Mensch, sondern der Geist; und dieses Werden geschieht nicht technisch noch technizistisch. Wie sehr betont Marx in den Frühschriften die Notwendigkeit, daß die Hegelsche Theorie durch den Umschlag in die Praxis aufgehoben und verwirklicht werde! Eine gewisse, bei Hegel statthabende „Aberkennung der natürlichen Gestalt der Dinge“ (107) dürfte doch eine zu schmale

Basis dafür sein, Hegel nahe an Marx in eine einlinige Entwicklung technizistischer Weltanschauung einzurücken. Die Bedenken verstärken sich, wenn diese Entwicklungslinie in Heidegger Ende und Vollendung finden soll. Heidegger zielt nicht auf den Menschen, sondern auf das Sein; und dieses wird nicht technisch-schaffend hergestellt, sondern der Ruf, das Sein zu bedenken, soll zurückrufen aus dem technischen Machtwillen der Naturbeherrschung. Wie H. (z. B. 260 262) in Heideggers Denken eine Vollendung des technischen Zeitgeistes (trotz des dazwischen [261] ausgedruckten Heidegger-Zitats) finden kann, wird nur aus der Annahme verständlich, daß die konstruktive Leitidee des Verf. seine bei Heidegger erfreulich weit ausladende Textkenntnis übermächtig hat. Nach diesen Ausstellungen sei gerne gesagt, daß das Buch manches Beherzigenswerte zur geistigen Analyse der Gegenwart beiträgt. Ein gewisser Verkündigungscharakter der Ausdrucksweise und die vielen Wiederholungen (bes. in den Anmerkungen des Kap. I) beeinträchtigen wohl eher die Überzeugungskraft dieses Beitrags.

K e r n

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

G l o c k n e r, H., Die europäische Philosophie von den Anfängen bis zur Gegenwart. 16^o (1184 S.) Stuttgart 1958, Reclam. 16.80 DM. — Dieses umfangreiche Reclam-Bändchen ist laut Nachwort für Liebhaber der Philosophie bestimmt. Es stellt daher nicht eigentlich fachliche Ansprüche, weder an den Leser noch an sich selbst. Gleichwohl ist sein Leitgedanke wesentlich und ansprechend: der „Traditionszusammenhang“ europäischer Philosophie soll rekonstruiert werden, und zwar auf die Weise der „Erinnerung“, so wie einer, der aus dem Ganzen der Philosophie denkt, ihre geschichtlichen Stadien als integrierende Teile dieses Ganzen aus dem lebendigen Gedächtnis erstehen läßt: als ginge es um „Vergegenwärtigung eines einzigen individuellen Wesens“. Der Verf. bekennt sich zu Diltheys hermeneutischem „Historismus“, ohne freilich dessen lebensphilosophische Haltung in allem zu teilen. Besonderes Augenmerk will er, eben wohl im Sinne Diltheys, den Problemen der Freiheit, der Individualität, des Irrationalen, des Konkreten und Dialektischen schenken. Ein Durchblick durch die lange Reihe der Kapitel bestätigt diese seine Vorliebe. Es nimmt nicht wunder, wenn Gestalten wie Augustinus, der Kusaner, Leibniz, Goethe, Schleiermacher, Nietzsche und schließlich Dilthey selbst mit großer Hingabe nachgezeichnet werden. Aber ihnen gegenüber treten etwa Plato, Kant, Hegel u. a. nur wenig zurück. Überhaupt verrät die fortlaufende Zählung der 53 Kapitel, ohne weitere Aufgliederung in Epochen oder philosophiegeschichtliche Kraftfelder, den Willen zu gleichmäßiger, keinem historischen Schema ohne weiteres sich fügender Behandlung. Immerhin fällt manche Darstellung eher dürftig aus. Mit Jaspers weiß G. anscheinend wenig anzufangen (er gibt nur ein Zitatmosaik), Sartre gar wird kaum mehr als nur erwähnt. Aber auch über Husserl und die strenge phänomenologische Schule wird nur äußerst knapp referiert. Man darf das z. T. der Absicht zugute halten, in einer angekündigten „Metamorphose der abendländischen Philosophie“ alles nachzuholen (vgl. 1146). Daß es im Falle von Maine de Biran nur zu einer Fußnote reicht, überrascht nicht allzusehr; fehlt doch sogar der Name des auch historisch wichtigen Denkers z. B. in Hirschbergers Geschichte der Philosophie völlig. Schwerer wiegt das gleiche Verfahren bei Suárez; anderseits ist auch Newman wenigstens zu gleicher Ehre gelangt (während Hirschberger ihn nicht einmal erwähnt). Von der neueren scholastischen Philosophie weiß G. herzlich wenig zu sagen, so daß selbst Männer wie Kleutgen und Maréchal, geschweige denn Gilson oder Nink, nicht auftreten. Auch sonst herrscht eine gewisse ziemlich subjektive Perspektive: Wust und Guardini finden einen Platz, Blondel dagegen nicht. In der Darstellung der Hochscholastik wird mit Bewunderung für Thomas nicht zurückgehalten, es dominiert aber Skotus. Die einzigartige Bedeutung des Aquinaten gerade auch für die Weiterbildung der aristotelischen Philosophie und des metaphysischen Denkens überhaupt kommt leider nicht in den Blick. — Auch für den Fachmann lehrreich ist eine Fülle von höchst lebendig stilisierten und geistvollen Einzelheiten, die Beziehung geistesgeschichtlicher Parallelen, vor allem wohl jene diltheysche Grund-

haltung, die aber auch wieder optimistischer getönt scheint als bei Dilthey selbst. Man darf darauf gespannt sein, wie G. in der in Aussicht gestellten Monographie zu den „Metamorphosen“ abendländischen Denkens mit den Problemen der relativierenden Geschichtlichkeit philosophischer Systeme fertig wird; das vorliegende Werk geht auf die einschlägigen methodologischen Fragen der Philosophiegeschichtsschreibung verständlicherweise nicht ein.

O g i e r m a n n

K r o n e r, R., *Speculation in Pre-Christian Philosophy*. gr. 8^o (251 S.) Philadelphia (1956), Westminster Press. \$ 5.75. — „Die Beziehung zwischen Spekulation und Offenbarung erschien mir in stets steigendem Maße als die Zentralfrage der Philosophiegeschichte von ihren Anfängen bis zu Hegel“ (9). Der vorliegende 1. Bd. einer unter dem Gesichtspunkt dieser Beziehung stehenden Philosophiegeschichte, dem zwei weitere Bände folgen sollen, entwirft zunächst (9—41) die Perspektiven des Gesamtwerkes; vor allem werden die Grundbegriffe des spekulativen Denkens und der (christlichen) Offenbarung in protestantisch schroffer Entgegensetzung umschrieben. Die Darstellung der griechischen Philosophie führt, nach einer Kennzeichnung ihrer Eigenart, von der Kritik am polytheistischen Volksglauben auf die Höhe einer untergründig religiös bestimmten Einheitsschau des Kosmos; die unausgegliche Vielfalt der vorsokratischen Spekulation fällt ab in die Skepsis der Sophisten. Der ethische Impuls des Sokrates geht bei Platon neubelebend ein in das urgriechische Idealbild kosmischer Ganzheit; Aristoteles bedeutet die Vollendung der griechischen Philosophie zum umfassenden System von tiefer Wirklichkeitsgemäßheit. Die Stoa ist Übergang. — Zu Anfang des Buches (9) wird von Thales gesagt, er habe vollbewußt dem überlieferten Polytheismus einen spekulativen Monotheismus entgegengestellt; am Ende (240) heißt es, Philons Logos habe in seiner Benennung als „zweiter Gott“ das Dogma von der zweiten Person in der Dreieinigkeit vorweggenommen. Auch sonst findet sich da und dort vereinfachende Übertreibung; so wird z. B. S. 62 die griechische Philosophie als „Kosmotheismus“ (= Pantheismus) das Instrument, das den Polytheismus umformt in den Monotheismus der Offenbarung. Aber solche Vereinfachungen sind wohl doch nur die Kehrseite des im großen ganzen geglückten und auf der Höhe heutiger Forschung stehenden Bemühens, die — ursprünglichen — Vorlesungen den Hörern, Studenten der protestantischen Theologie, schmackhaft zu machen. Auch einige Beeinflussung durch Hegel ist mehr zum Vorteil als zum Nachteil des Werkes; sie äußert sich z. B. in der besonderen Hochschätzung der aristotelischen Philosophie (184—186; vgl. aber auch 201: „Sein kann nur verstanden werden als Werden“). Erstaunlich und in gewissem Sinne bedauerlich ist, daß K., der durch sein Werk „Von Kant bis Hegel“ vor Jahrzehnten ein Initiator des Hegelstudiums geworden ist, nun andeutungsweise (12) die spätere systematische Antwort auf seine Grundfrage „Spekulation und Offenbarung“ in einem Rückgang von Hegel zu Kant suchen will.

K e r n

F r i e d l ä n d e r, P., *Platon*. Band II: Die platonischen Schriften. Erste Periode. gr. 8^o (335 S.) Berlin² 1957, de Gruyter. 32.— DM. — F. macht den Leser zunächst vertraut mit dem Inhalte folgender Dialoge: Protagoras, Laches, Thrasymachos, Charmides, Euthyphron, Lysis, Der Große Hipparch/Hipparch, Ion, Der Kleine Hipparch, Theages/Apologie, Kriton, Euthydem, Kratylos, Menexenos/Der Große Alkibiades, Gorgias, Menon. Diese Inhaltsangabe schließt sich eng an die Gedankenentwicklung der einzelnen Dialoge an. Aber F. möchte mehr als eine Inhaltsangabe bieten. Dies geht zunächst aus der Gruppierung der Dialoge hervor. So faßt er z. B. unter der Überschrift „Selbstdarstellung und Verkleidung des Philosophen“ folgende Dialoge zusammen: Apologie, Kriton, Euthydem, Kratylos, Menexenos. Die interpretatorischen Absichten dieser Inhaltsangaben werden vor allem erkennbar in der Bewegung zum Ganzen hin. Denn durch die Einordnung ins Gesamtgefüge soll das einzelne erhellt werden. Einen solchen Bezug aufs Ganze vermißt man leider bei den mathematischen Kundgebungen des Menon, die doch mit denen der anderen Dialoge in engster Beziehung stehen. Endlich erhält der Gehalt wie auch der Gedankengang der einzelnen Schriften noch eine besondere Prägung sowohl durch die Gesprächspartner, deren Gestalt hervorgehoben wird, wie vor allem durch jene Formelemente, über die F. in seinem ersten Platonbande (Seinswahrheit und Lebens-

wirklichkeit, 1954: vgl. Schol 1 [1955] 99—101) so eindrucksvoll schreibt: z. B. Arheton, Ironie, Mythos, Intuition und Konstruktion, Dialog und Existenz usw. Es bleibt allerdings Aufgabe des Lesers, sich zur metaphysischen Tiefe der Dialoge durchzudenken, die man leider in diesem Bande noch vermißt. E n n e n

G a u s s , H., Philosophischer Handkommentar zu den Dialogen Platos. Zweiter Teil, zweite Hälfte. Die Dialoge der literarischen Meisterschaft Phädo, Symposium, Staat und Phädrus. gr. 8^o (272 S.) Bern 1958, Lang. 20.—DM.— In der allgemeinen Einleitung zum „Philosophischen Handkommentar zu den Dialogen Platos“ (1952) hat G. seine Grundsätze dargelegt, zu denen in der Schol 29 (1954) 95—99 kritisch Stellung genommen wurde. Hierbei mußten viele Vorbehalte und Bedenken ausgesprochen werden. Diese werden leider durch vorliegende Einzelinterpretationen der Dialoge der literarischen Meisterschaft nicht weggelassen. Das sei kurz begründet: Nach einem Worte Humboldts (vgl. auch Weisgerber, Ortega y Gasset u. a.) schafft die Sprache die Welt in das Eigentum des Geistes um. Was also die Sprachgemeinschaft an geistigem Eigentum besitzt, wird vom einzelnen durch die Erlernung der Muttersprache erworben. Für die Erkenntnis des einzelnen sind also Wertungen, Denkformen und Denkinhalte verbindlich, wie sie die Muttersprache entwickelt hat. Was im Aufbau des sprachlichen Weltbildes beschlossen ist, übertrifft die Wirklichkeit des einzelnen. Aus dieser grundlegenden Funktion der Sprache für das Weltverständnis erwächst die Forderung, die „Wortwirklichkeit“, die „innere Form“ sprachlicher Zusammenhänge, die enge Verknüpfung von Denkinhalt und Denkform zu erforschen. Diese moderne Erkenntnis für die Platoninterpretation fruchtbar zu machen, vermißt man bei G. Auf diese unumgängliche Forderung haben manche modernen Platoninterpreten eindringlich hingewiesen. Friedländer z. B. (Platon, Band I, Seinswahrheit und Lebenswirklichkeit, 1954) macht auf diese Forderung aufmerksam, wenn er sagt, Platons Weltbild erwachse nicht aus früheren philosophischen Systemen, sondern er benutze deren sprachliche und philosophische Elemente, um die eigene Intuition begrifflich zu binden (5 23). Fränkel (Wege und Formen frühgriechischen Denkens, 1955) weist darauf hin, daß man bei der Textinterpretation das Zusammenspiel von Inhalt, Darstellung, Stil beachten muß (vgl. auch J. Stenzel, Kleine Schriften zur griechischen Philosophie, 1957, 72—84 85—106 107—126). Die Fruchtbarkeit der oben erwähnten Wortuntersuchung für die gesamte Platonexegese, von Diès „la transposition platonicienne“ genannt, haben Van Camp und Canart gezeigt mit ihrer Untersuchung der Bedeutung des Adjektivs „θεῖος“ im platonischen Schrifttum (Le sens du mot θεῖος chez Platon, Louvain 1956). Gewiß wird man in einem Kommentarwerk, wie es das vorliegende ist, nicht für jedes bedeutsame Wort eine solche gründliche Untersuchung erwarten dürfen. Man muß sie aber fordern für solche Begriffe, die grundlegend sind für das Verständnis der in Frage kommenden Dialoge. Im vorliegenden Falle gilt das z. B. für den Begriff der Ψυχή. Entwickelt doch Platon in diesen Schriften eine Ontologie der Ψυχή und ihrer Funktionen. Hierbei wird einmal die Eigenart platonischen Denkens sichtbar wie auch die philosophische Problematik. Während z. B. Aristoteles' Schrift Περὶ Ψυχῆς als wissenschaftliche Einzeluntersuchung für sich dasteht, stellt Platon die Psyche in einen übergreifenden Zusammenhang. So ist z. B. die menschliche Seele unzertrennbar mit dem Gemeinschaftsleben verwoben. Die äußere Erscheinung des Staates ist nur das Sichtbarwerden des „Staates in uns“. Das richtige Staatsethos gründet in der gesunden Seelenstruktur des Individuums, das durch die Ewigkeit der Seele zum Bürger zweier Welten wird. Wandlung und Läuterung der Seele zur Schau des höchsten Wesens ist der prägnanteste Ausdruck Platonischer Paideia (vgl. W. Jaeger, Paideia III, 1947). Diese seelische Umkehrung mit ihrem Rückzug auf den autarken seelischen Innenraum stellt die Psyche in ein fruchtbares seins- und erkenntnismetaphysisches Spannungsfeld, das mit seiner Lehre von der Identität der Erkenntnis- und Seinsprinzipien auf eine doppelte Architektonik der Teilhabe hinweist. — Für manche andere im Kommentarwerk unerfüllte Wünsche steht das zuletzt kurz Skizzierte, was sich auf heutige Erkenntnisse stützt, welche für die Platonforschung philosophische Tiefe und geisteswissenschaftliche Weite fordern im Sinne des oben gewiesenen Weges. Beides aber muß in der Philologie gut fundiert sein. E n n e n

Robin, L., Les rapports de l'être et de la connaissance d'après Platon. Hrg. von P.-M. Schuhl. 8^o (156 S.) Paris 1957, Presses Universitaires. frs. 720.— Die aus dem Nachlaß veröffentlichten 25 Vorlesungen, die R. 1932/33 an der Sorbonne hielt, untersuchen nach einer Interpretation des Höhlengleichnisses in den beiden Hauptteilen die jeweilige Zuordnung von sinnlicher bzw. geistiger Wirklichkeit und Erkenntnis bei Platon; die Schlußvorlesungen über die „Prinzipien“ handeln vom Demiurgen und von den Seelen. Alle Aufstellungen sind in gedrängter und genauer Diskussion unmittelbar aus den Quellen erhoben; der schmale Band wird dadurch unter dem Gesichtspunkt seines Themas ein Kommentar zu wichtigen Stellen der platonischen Dialoge.

Kern

L'Éthique à Nicomaque, Introduction, Traduction et Commentaire par R. A. Gauthier O.P. et J. Y. Jolif O.P. Tome I.: Introduction et Traduction (Aristote. Traductions et Études). 8^o (94* und 323 S.) Paris-Louvain 1958.— Neben die deutsche (1956) und die italienische (1957) Übersetzung der Nikomachischen Ethik tritt in kurzem zeitlichem Abstand nunmehr eine französische—übrigens seit langem die erste vollständige französische Übersetzung. Und eine vorzügliche, trotz gelegentlicher starker Paraphrasierung, Zerlegung längerer Sätze und bewußter Modernheit der Ausdrücke (Οἱ ἐν ταῖς ἐξουσίαις = gens en place, ἐπιστήμονι ἔσικε = à l'air d'un connaisseur, οὐ μεγαλοκίνδυνος = n'a pas le gout du risque), was der Darstellung die Lebensnähe und Realistik gibt, die sie im Griechischen wirklich besitzt. Der Text ist für den Benützer vorzüglich erschlossen durch sehr häufige Unter- und Zwischentitel und kurze, den Inhalt und die Gedankenbewegung (Einwand — Bestätigung — Beispiel usw.) charakterisierende Überschriften; eine sehr gute Dispositionstafel erleichtert die Übersicht, und überdies sind Einschübe, Nachträge, Parallelbehandlungen und Retuschen mit typographischen Mitteln gekennzeichnet (kleinere Typen, synoptischer Satz). Hier betreten wir freilich schon das Gebiet der Interpretation, und darüber hinaus dasjenige der chronologischen Einreihung verschiedener strittiger Abschnitte in die Entwicklungsgeschichte der aristotelischen Philosophie. Ein abschließendes Urteil über diese Dinge wird also erst möglich sein, wenn die Einzelinterpretation der betreffenden Stellen vorliegt, die der Kommentar im 2. Bande dieses Werkes bieten soll. Das Wesentliche zu dieser Frage ist aber schon in der Einleitung gesagt, die nicht nur eine gute Übersicht über die Entwicklung der ethischen Lehren des Aristoteles gibt, sondern auch eine sehr gründliche Darstellung der Geschichte der Erforschung der philosophischen Entwicklung des Aristoteles, soweit sie die Ethik und die mit ihr eng verbundene Psychologie betrifft. Die Verfasser folgen darin im wesentlichen der Auffassung, die F. Nuyens in seinem Buche L'évolution de la psychologie d'Aristote (Paris-Louvain 1948) vorgetragen hat, einschließlich der Datierung des letzten Buches der Nik. Eth. vor den hylemorphismen Gedankengängen von „De anima“ (35*). Bemerkenswert ist die Lösung, die für die Frage des doppelten ἡδονή-Traktats gegeben wird (44*—45* und 57*), überaus klärend und dankenswert die eindeutige Richtigstellung der übertriebenen Konsequenzen, die W. Jaeger aus den verschiedenen Bedeutungen des φρόνησις-Begriffs ziehen zu können meinte (28*—29*). Besonders wertvoll ist aber die eingehende Darstellung des Nachlebens der Nikomachischen Ethik im byzantinischen, im arabischen und im lateinischen Mittelalter. Hier haben wir an P. Gauthier den berufenen Führer, um uns die Fäden aufzuzeigen, die von der inneren Problematik der aristotelischen Ethik über die arabische und averroistische Kommentatortätigkeit bis zum hl. Albert und zum hl. Thomas laufen und bis in die 2a 2ae der Summa Theologica hineinreichen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß beide, Thomas und Albert, mit ihrer verchristlichenden Auslegung der aristotelischen Ethik *historisch* nicht recht hatten (84*). Ein sehr wertvoller Abschnitt ist den modernen Kommentatoren gewidmet. Aber ist nicht das Urteil über den Kommentar von Dirlmeier (Aristoteles' Werke in deutscher Übersetzung, Bd. 6, Berlin, Akademieverlag 1956) zu hart? Sein — zuweilen leidenschaftlicher — Widerspruch gegen die Auswüchse der „entwicklungsgeschichtlichen Methode“, die überall „Schichten“ und Gegensätze sehen will, wo eine wirklich spekulativ den Text durchdringende Interpretation Zusammenhang und Einheit der Gesichtspunkte, auch bei divergierenden Formulierungen, erkennen kann, ist mit „peu d'ésprit critique et de sens historique“ (89*) doch

nicht ausreichend erklärt. „Il préfère toujours une explication logique à une explication historique“, so lautet der Vorwurf. Ist das so schlimm? Daß er nicht an manchen Stellen damit doch recht hat, wird die Behandlung dieser Stellen im Kommentarbänd des vorliegenden Werkes erst erhärten müssen.

v. I v á n k a

Copleston, F., A history of philosophy, 4. Bd.: Descartes to Leibniz (The Bellarmine Series, 15). 8^o (XI und 370 S.) London 1958, Burns Oates. 30.— Sh. — 5. Bd.: Hobbes to Hume (The Bellarmine Series, 16). 8^o (IX und 440 S.) ebd. 1959. 30.— Sh. — Der Verf., Professor der Philosophiegeschichte an der Hochschule der englischen Jesuiten in Heythrop sowie an der Gregoriana in Rom, ist in England durch Radio-Diskussionen, u. a. mit B. Russell, bekannt geworden. Er veröffentlichte 1946 den 1. Band einer Geschichte der Philosophie, der die griechisch-römische Antike, 1950 den 2. Band, der die christlich-mittelalterliche Philosophie von Augustinus bis Skotus behandelt. Hielten sich diese beiden ersten Bände dem Stoffumfang nach an das bei einem Lehrbuch Gewohnte, so ging der 1953 erschienene 3. Band „Okham to Suarez“ darüber bereits wesentlich hinaus. Der nächste Band sollte ursprünglich die moderne Philosophie von Descartes bis Kant umfassen; er hat sich jedoch zu drei stattlichen Büchern ausgewachsen. Der vorliegende 4. Band ist dem kontinentalen Rationalismus gewidmet; er würdigt ausführlich seine drei großen Vertreter Descartes (63—152), Spinoza (205—263) und Leibniz (264—332); kürzer Pascal (153 bis 173) und Malebranche (180—204). Der 5. Band gilt dem englischen Empirismus, besonders Hobbes (1—51), Locke (67—142), Berkeley (202—257) und Hume (258 bis 353); fünf einzelne Kapitel unterrichten über die Platoniker von Cambridge und Herbert von Cherbury, Boyle und Newton, Clarke und die Deisten usw. Der angekündigte 6. Band „Wolff to Kant“ wird auch die französische Aufklärung einbeziehen. Die ursprüngliche Planung zeigt sich noch darin, daß das 1. Kap. des 4. Bandes (1—62) nach einer sehr ausgewogenen und trefflich belegten Darlegung über Kontinuität und Diskontinuität, die zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen philosophischen Denken walten, eine instruktive Übersicht über den ganzen Zeitraum bietet, den die Bände 4—6 behandeln, über Rationalismus und Empirismus, die sich entfaltende Gesellschaftsphilosophie und die neu entstehende Philosophie der Geschichte, schließlich über Kant. Entsprechend soll der 6. Band mit einem kritischen Rückblick über die gesamte Philosophie von Descartes bis Kant vom Standpunkt des Verf. aus schließen. — Sosehr man von diesem kritischen Schlußkapitel wertvolle Anhaltspunkte zur Auseinandersetzung zwischen modernem und scholastischem Denken erwarten mag: gerade die in den letzten Bänden eingetretene Ausweitung des philosophiegeschichtlichen Werkes von C. verbietet einen weiteren Aufschub seiner Besprechung. Es ist damit auch für den Studenten und wohl mehr noch für den Dozenten der Philosophiegeschichte in den Ländern deutscher Zunge ein wertvolles Hilfsmittel geworden. Besonders gilt dies naturgemäß für die Darstellung des englischen Empirismus. Nicht nur daß der Verf. die Philosophie seines Heimatlandes mit zunächst verwunderlicher Breite, aber auch bewundernswerter Gründlichkeit schildert: auch die nicht selten eine halbe bis ganze Seite füllenden Quellenzitate in der Originalsprache sind sehr zu begrüßen. Das ganze Werk C.s sieht es nicht ab auf geistreiche, schon gar nicht auf allzu luftige Verbindungslinien in die Kreuz und Quer, es setzt auch selten und nur mit sachtem Bedacht Fragezeichen oder Gedankenstriche: sein Schwerpunkt liegt sehr deutlich auf der ausführlichen und zuverlässigen Berichterstattung in ständigem engem Anschluß an die Hauptquellen. Hervorzuheben ist das Bestreben des echten Historikers, jedes Denken ernst zu nehmen und es so in dem, was es sagt und meint, zu erschließen. So versucht C. z. B. Verständnis dafür zu wecken, weshalb Berkeley der Überzeugung sein konnte, seine Phänomenalisierung der materiellen Welt widerspreche nicht nur nicht der unmittelbaren Auffassung des „gesunden Menschenverstandes“, sondern sei dessen einziggemäße philosophische Aussprache (4, 27 f.; 5, 204—208). Vielleicht geschieht manchmal in puncto Ausführlichkeit eher zuviel des Guten; z. B. bietet der 2. Abschnitt S. 72 Bd. 5, mag er auch einen Gedanken Lockes selber darlegen, weder Neues, noch verdeutlicht er wirklich das bereits Gesagte. Auch wünschte man, daß die Kapitel, die — bis 5 an Zahl — demselben Philosophen gewidmet sind, unterscheidende Überschriften, nicht bloße Ordnungszahlen, tragen; daß ferner die Untertitel, die man derzeit im

Inhaltsverzeichnis nachschlagen muß, in den Text rücken; auch andere kleine Techniken wie Kolumnentitel könnten das Studium dieser inhaltsreichen Bände leichter und noch nützlicher machen.

Kern

Leibniz, G. W., *Metaphysische Abhandlung*. Übers. und mit Vorwort und Anmerkungen hrsg. v. H. Herring (Philos. Bibliothek, 260). kl. 8^o (X und 106 S.) Hamburg 1958, Meiner. 5.20 DM; geb. 8.40 DM. — Diese zweisprachige Ausgabe des „Discours de Métaphysique“ wird sicherlich allgemeine Anerkennung finden. Der französische Text ist, wie das textgeschichtliche und -kritische Vorwort ausweist, mit aller Sorgfalt hergestellt, die deutsche Übersetzung liest sich flüssig und angenehm, obwohl sie dem uns doch sehr fremd gewordenen Stil des 17. Jahrhunderts nicht in jedem Falle ausweicht. Sparsame, aber instruktive Anmerkungen helfen zu besserem Verständnis. Beigefügt ist die Inhaltsübersicht, die Leibniz mit dieser Schrift an Arnauld sandte, eine sehr erwünschte Ergänzung des nur nach Nummern gegliederten Textes. — Vorliegende Frühschrift (1686) nimmt ja bereits so gut wie alle späteren Themen Leibnizscher Metaphysik vorweg; die Probleme der „Theodizee“, des Zusammenwirkens von Gnade und freiem Willen, aber auch die der Substanz, der Ideen, der notwendigen und zufälligen Wahrheiten u. a. werden, obwohl nicht in zureichender Ausführlichkeit, berührt und diskutiert. Man darf sagen, gerade sie eigne sich ausgezeichnet für eine Einführung in das Denken und auch die Terminologie von Leibniz, etwa als Textbuch für ein philosophisches Seminar, wofür man dem Verlag wie dem Herausgeber und Übersetzer Dank wissen muß.

Ogiermann

Schelling, F. W. J., *System des transzendentalen Idealismus*. Mit einer Einleitung von W. Schulz. Hrsg. v. R.-E. Schulz (Philos. Bibliothek, 254). 8^o (XLIV und 305 S.) Hamburg 1957, Meiner. 11.80 DM; geb. 14.50 DM. — W. Schulz, Professor in Tübingen und hervorragender Schelling-Kenner, verfolgt zuerst die philosophische Entwicklung Schellings in der ersten Periode (1794—1800), die mit dem „System des transzendentalen Idealismus“ schließt. Die in einer Reihe von Schriften sich vollziehende selbständige Aneignung der Fichteschen Wissenschaftslehre wird geprägt durch Schellings spinozistische Grundtendenz zu einem umfassenden Ur-Einen; in die Hauptfrage dieser Jahre nach dem Verhältnis des Unbedingten zur bedingten Welt ordnen sich seit 1797 auch die naturphilosophischen Entwürfe Schellings ein. Schulz legt dann nach zwei späteren Zeugnissen Schellings die Bedeutung des „Systems“ dar: es ist „eine Entwicklungsgeschichte des Geistes, und zwar unter der Fragestellung, wie das Ich zum Bewußtsein einer von ihm unabhängigen Außenwelt („Natur“) komme“ (XXIX); er gibt vor allem auf 15 Seiten einen Durchblick durch die Hauptstadien der gedanklichen Entwicklung des Werkes. Der Philosophiegeschichtler wird besonders festhalten, daß Schelling vor Hegels „Phänomenologie des Geistes“ „alle Teile der Philosophie in Einer Kontinuität“ gesehen hat „als fortgehende Geschichte des Selbstbewußtseins“ (3 vgl. XXVII f.). Wie problematisch meist Einleitungen zu großem Schrifttum sein mögen: diese Einleitung ist so sachhaltig und so gründlich, daß sie eine sehr zu schätzende Hilfe bei dem recht schwierigen Studium des Schellingschen Werkes darstellt; sie verleiht der vorliegenden Ausgabe einen besonderen Wert. Dank verdient auch das Literaturverzeichnis (304f.). Die Herausgeberin war bemüht, durch übersichtlichere Gliederung des Textes und eine erweiterte Inhaltsübersicht den Gedankengang deutlicher hervortreten zu lassen. Eine weitere Studienhilfe würde ein Quellennachweis bedeuten. Auch größere Einheitlichkeit der Schreibweise und Zeichensetzung wäre wünschenswert. Der Druckfehler sind leider gar viele (es muß heißen: S. 25 Z. 9 v. o. „nicht“; 223, 4 v. o. „Ableitung“; 240, 2 v. o. „wird“; 246, 4 v. o. und 287, 7 v. o. „insgemein“; 257, 13 v. o. „denn“; 293 ist der Untertitel „Allgemeine Anmerkung . . .“ zu streichen). Der Verlag möge die Anerkennung seiner Editionsarbeit in dem Wunsche erblicken, daß er nicht nur die anderen Schriften der Schellingschen Frühzeit, sondern auch die Spätwerke in der Philosophischen Bibliothek zugänglich mache. Mit dem „System des transzendentalen Idealismus“, das „inhaltlich und formal als eine der vollendetsten Schriften Schellings“ (IX) gilt, muß sich jedenfalls auseinandersetzen, wer den Grundfragen transzendentaler Deduktion von Materie, Organismus, Individuum und Gemeinschaft nachgeht.

Kern

Jaspers, K., Schelling. Größe und Verhängnis. 8^o (346 S.) München 1955, Piper. 19.—DM; geb. 22.—DM. — Aus verschiedenen Fragestellungen sucht J. das Denken Schellings zu beleuchten. Das 1. Kap. gilt Schellings Leben und Werk; sehr ausführlich wird die Bedeutung gewürdigt, die Caroline Schlegel darin zukommt. J.' Auffassung, daß alle Entwicklungen und Perioden vordergründig sind gegenüber der großen Einheit Schellingschen Denkens, bestimmt die Darstellung der folgenden Kapitel. Zunächst geht J. dem gleichbleibenden Einen bei Schelling unter dem Gesichtspunkt nach, was Philosophie für ihn bedeute, nach ihrem Wesen, ihrer Methode, als System, in der Unterscheidung von negativer und positiver Philosophie (64—121). Das zentrale 3. Kap. (122—221) arbeitet „das Erdenken des Seins“ in der Spannung zwischen Gott und Welt heraus; es geht in eine breit ausladende Kritik des Gottesgedankens und der Objektivierung bei Schelling über. Das 4. Kap. (222—273) stellt die Frage nach der Substanz und näherhin nach dem Grund der Brühigkeit Schellingschen Philosophierens. Das Schlußkapitel kennzeichnet Schellings Verhältnis zu den ihm zeitgenössischen Philosophen und seine Bedeutung für die Gegenwart. — Das offensichtlich aus früheren Vorlesungstexten erstellte Werk erhält seine Note durch das Bemühen, das der Untertitel ausspricht: zu unterscheiden, „wo Betroffenheit vom Wesentlichen, wo Übertölpelung durch einen Zauber stattfindet“ (46), wo „Existenzerhellung“, wo bloße „Gnosis“ geschieht (211). Wo Abirrung ins gnostisch erkannte Absolute eintritt, entscheidet J. von den Grundpositionen seines eigenen Philosophierens aus, das streckenweise (z. B. 184—197) ausschließlich das Feld beherrscht. Da das Denken Schellings dennoch nach der ganzen Breite und Tiefe seiner Werke in umfänglichen Zitaten zu Wort kommt, besitzt J.' Buch seinen Wert auch für den, dem es mehr um die Kenntnis Schellings als um J.' Meinung über ihn zu tun ist. Das berechtigte Bestreben, die Grundhaltung und typische Gestalten Schellingschen Philosophierens herauszustellen, verleitet zu einer zu starken Einebnung des späten Schelling. Wenn Schellings Aufschwung zur Überwindung der Subjekt-Objekt-Spaltung immer wieder in die Hinnahme bloßer Objektivitäten abgeleitet, so sind doch die objektivistischen Willkürlichkeiten des frühen Kosmosophen von der später gewollten Bindung an Mythos und Offenbarung so sehr verschieden, daß die negative Formulierung solchen Abgleitens dem Anliegen der Spätwerke Schellings nicht gerecht wird. Gegenständliche Erkenntnis von Übersinnlichem, die sich ihrer modalen Defizienz bewußt bleibt, ist nicht Sache metaphysischer „Zauberei“ — man könnte mit mehr Recht einem von J. berufenen Kant-Satz (Kr. d. r. V. B 641) unspekulativen Hokuspokus des Verschwindenlassens vorwerfen (129 f.); sie ist auch nicht gnostische Alternative zum „existentiell gründenden geschichtlichen Entschluß“ der je einzelnen Existenz (209), die geschichtliche Existenz findet vielmehr ihre Ruhe nur im offenen Erkennen des Absoluten (und seiner Offenbarung). Treffliches sagt J. über die größere Wirklichkeitsnähe der scheiternden Gedankenansätze Schellings im Vergleich mit Hegel (117 231 307 f.). Aber gehört Schelling schließlich „doch nur in den Kreis der deutschen Idealisten“ (326)? Was J. über Schelling sagt, scheint uns auch von J.' Schelling-Buch einigermaßen zu gelten: „Man wäre stumpf, wenn man nicht dort Erregungen holen und zugleich erfahren würde, wie es nicht geht“ (278).

Kern

Lehmann, G., Geschichte der Philosophie X: Die Philosophie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, 1. Teil (Samml. Göschen, 845). kl. 8^o (128 S.) Berlin 1957, de Gruyter. 2.40 DM. — Das Teilbändchen unterrichtet in einer nur mit Mühe vorzunehmenden Einteilung über den „Neuidealismus“ (Eucken, Boutroux, Dilthey, Simmel, Rickert, Natorp: 12—64), den Neuhegelianismus (64—75) und unter „Irrationalismus und Intuitivismus“ über Nietzsche, Klages, Losskij und Bergson (75 bis 126). Sein besonderer Vorzug sind die Aufdeckung geschichtlicher Ursprünge, kenntnisreiche Vergleiche und starke Einbeziehung der Literatur. Manchmal, z. B. bei Nietzsche, wird dadurch die unmittelbare Darlegung der Denkgehalte etwas verdeckt. Die knappe Behandlung Losskij's (111—114) entspricht nicht seiner „zentralen ... Stellung“ in der Philosophie dieses Zeitraums (10); dasselbe ist, angesichts 20 Seiten Dilthey, zu Bergson (114—122) zu sagen. (Zu S. 85: die Vulgata-Ausgabe des „Willens zur Macht“ erschien 1906, nicht 1896.)

Kern

Duméry, H., Regards sur la philosophie contemporaine. 8^o (259 S.) Tournai-Paris 1956, Castermann. ffr. 657.— Es sind hier gesammelt etwa 60 Rezensionen philosophischer Neuerscheinungen in französischer Sprache, die ihr Verf. seit 1942 in einer Abendzeitung veröffentlichte. Diese Buchbesprechungen haben ihre eigene gute Art: Sie machen bekannt mit dem Werdegang und dem bisherigen Schaffen des betreffenden Autors, und hinter dem skizzierten Inhalt des einzelnen Werkes erscheint, meist recht deutlich, die geistige Physiognomie. Der deutsche Leser findet eine dankwerte erste Orientierung über ihm etwa weniger bekannte Namen wie Guitton, Gusdorf, Madinier, Moreau, Nédoncelle, Paliard. Die „Sondierungen“ erstrecken sich inhaltlich zurück bis zu Platon und Augustinus, und sie reichen bis in die Fragen der heutigen Spiritualität; ihr Hauptgewicht liegt bei der christlichen Philosophie der Gegenwart und der „Philosophie des Geistes“ eines Lavelle und Le Senne. Der Mensch wird gesehen als Person in Gemeinschaft; sein Verhältnis zu den Werten der Welt und zu Gott, dem Wert der Werte, äußert sich in christlichen Grundtugenden, deren Herzmitte die Liebe ist; die erkennende Reflexion weist zurück in die Tiefen des Geistes. Wo es not tut, z. B. gegenüber Brunshvieg, Renouvier, Sartre, verschweigt D. keineswegs seine kritischen Einwände, deren feiner Humor sie um so treffsicherer macht (vgl. 64: „L'un des torts de Renouvier est sans doute d'avoir trop écrit“). — Mehrere Bücher des Verf. sind am 4. Juni 1958 indiziert worden (vgl. Schol. 34 [1959] 233—239); D. selbst, katholischer Priester, wurde inzwischen auf eigenen Wunsch in den Laienstand zurückversetzt. Im vorliegenden Sammelband wollte D. nicht seine eigenen Auffassungen darlegen, sondern das zeitgenössische Denken des katholischen Frankreich in der Verschiedenheit seiner Richtungen und Anliegen zu Wort kommen lassen, andere geistige Erscheinungen aber gleichsam aus dieser „kollektiven Mentalität“ beurteilen (9). Das ist D. auf eine glückliche Weise gelungen. Mag das Vorwort (11 f.) den Zug der Zeit zu einer „radikalen Freiheit des Geistes“ und das Denken als „erste Pflicht“ des heutigen Christen hervorheben: die folgenden Beiträge (vgl. etwa 48 103) wissen es ausnahmslos, daß das Denken nicht seine einzige und nicht seine letzte Pflicht ist. — Ein Druckfehler: 192 Z. 15 lies Haecker statt Haecler.

K e r n

3. Naturphilosophie, Psychologie und Anthropologie

Hunger, E., Von Demokrit bis Heisenberg. Quellen und Betrachtungen zur naturwissenschaftlichen Erkenntnis. 8^o (VIII und 96 und 96 und 120 S.) Braunschweig 1958, Vieweg. 19.80 DM. — Die Gliederung des Buches: I. Begriff und Methode: Die Entstehung der Naturwissenschaft. Das Experiment. Das Naturgesetz. Das Weltbild der Physik. II. Der Mensch und die Naturwissenschaft: Naturwissenschaft und Ethik. Naturwissenschaft und Technik. Naturwissenschaft und Religion. Naturwissenschaft und Existenz. III. Prinzipienfragen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis: Über die Grundbegriffe der Mechanik. Der Satz von der Erhaltung der Energie. Das Atom. Als Anhang: Zeittafel und Worterklärungen. Die Quellentexte wird man kaum ein zweites Mal in einer so weit gespannten und zugleich übersichtlich-systematischen Auswahl dargeboten finden. Jeder Abschnitt wird durch kurze historische und systematische Vorbemerkungen eingeleitet und von einer „zusammenfassenden Betrachtung“ abgeschlossen, die die Grundlinien einer Interpretation im Geist neukantianischen Philosophierens skizziert. (In den Quellen selbst kommen alle philosophischen Richtungen zu Wort.) Auf die wesentlichen Einwände gegen den Idealismus wird eine knappe Antwort gegeben (I 68), die in ihrer Kürze wohl nicht den Anspruch erheben will, eine Entscheidung dieses Problems darzustellen. Besonders gelungen erscheinen die Ausführungen über das Experiment. „Ethik“ und „Religion“ sind im kantischen Sinn verstanden; in der „Existenz“ wird das Verhältnis des Naturwissenschaftlers zu seinem denkerischen Vollzug anvisiert. Bedenklich erscheint der Zusammenhang, der zwischen dem Satz von der Erhaltung der Energie und der Kategorie der „beharrenden Substanz“ hergestellt werden soll. Daß die Energieerhaltung ganz wesentlich mit der Impulserhaltung verknüpft ist, für die eine „substantielle“ Deutung doch wohl nicht gut möglich ist, kommt nicht zur Sprache. Die physikalische Verwurzelung der Energieerhaltung in der Invarianz der

Naturgesetze gegenüber Zeittranslationen (entsprechend der Verwurzelung der Impulserhaltung in der Invarianz gegenüber Raumtranslationen) erscheint nicht berücksichtigt; gerade in dieser Forderung, daß der Ablauf eines Experiments von seiner Raum-Zeit-Stelle unabhängig sei, würde man aber doch am ehesten eine „kategoriale Deduktion“ der Erhaltungssätze zu suchen haben. Die Unmöglichkeit eines experimentellen Beweises des Energiesatzes (III 74) besteht nur dann, wenn man in den Satz etwas hineinlegt, was er als physikalischer Satz gar nicht enthält; insofern kann der Berufung J. R. Mayers auf die Denkgesetze nur heuristischer, nicht eigentlich logisch-beweiskräftiger Wert zuerkannt werden. — Zur Worterklärung von „realistisch“: Gibt es nicht auch einen „kritischen Realismus“, der mit gewissen Unterschieden zwischen der Wirklichkeit der Außenwelt und den unmittelbaren Wahrnehmungsgegebenheiten rechnet?

Büchel

Auer, A., Thum, B., *Weltbild und Metaphysik*. 8^o (143 S.) München 1958, A. Pustet. 6.80 DM; geb. 8.80 DM. — Zwei Vorlesungsreihen der Salzburger Hochschulwochen 1957 werden hier in erweiterter und überarbeiteter Form vorgelegt. A. behandelt das Thema: Weltbilddenken und Weltbildtypen der neueren Philosophie (11—70). Weltbilddenken zielt wesentlich darauf ab, die Welt sich als ein sinnvolles Ganzes zurechtzulegen; es geht es einerseits um die Sinnfrage und andererseits um die Totalität des Weltganzen, das eben doch nie völlig umspannt werden kann und daher oft willkürlich abgegrenzt, „de-finiert“ wird, um ein geschlossenes Weltbild zu ermöglichen. Der Entfaltung dieser Problematik geht A. in der ideengeschichtlichen Analyse der Weltbildtypen der neueren Philosophie nach: Der moderne Realismus nimmt das Leben als Uratsache und erklärt es als Sinn-Spitze der Welt. Der Existentialismus versteht die Welt, phänomenologisch untersuchend, als Umwelt oder Gehäule. Der Idealismus des neuzeitlichen Weltbilddenkens bezieht sich nicht mehr auf Kant, sondern geht aus vom personalen Willen oder vom All-Willen, der sich als Drang erleben läßt: Im Neu-Hegelianismus wird die Welt als Äußerung des absoluten Geistes, als das nach Selbstvollendung strebende Leben der Menschheit verstanden. Im Gegensatz dazu setzt der Jung-Hegelianismus in der Form des dialektischen Materialismus an die Stelle des Geistes die Materie, verneint jedes ideelle Prinzip und nimmt die Welt als das Absolute (69 f.). — T. behandelt das Verhältnis von Wissenschaft und Weltbild. Klar wendet er sich gegen jeden Versuch, die moderne Naturwissenschaft zu einer lediglich phänomenal-deskriptiven Methodik ohne seinerschließenden Wert zu degradieren, mag dieser Versuch vom Positivismus ausgehen oder von gewissen Richtungen des Neuthomismus. Ebenso deutlich werden die Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens aufgewiesen; gerade bei der Stellungnahme zu den durch die modernste Physik aufgeworfenen Problemen tritt eine Sachkenntnis und eine Unvoreingenommenheit der philosophischen Stellungnahme hervor, die man manch anderer Schrift über diese Thematik wünschen möchte. Auch die Kritik, die Litt im Namen einer hegelianisch inspirierten Geistphilosophie an der modernen Naturwissenschaft übt, wird auf ihren berechtigten Kern zurückgeführt: Es ist der Charakter des Seins als eines „Sich-Behauptens“, den die Naturwissenschaft nicht erfassen kann, der aber gerade in dem „naïven“ Weltbild „erfühlt“ und in der Reflexion objektivierender Metaphysik geklärt wird. Als besonderes Problem ist schließlich noch die jeder wissenschaftlichen Erklärung immanente Tendenz auf ein in sich selber abgeschlossenes System hin zu nennen; eine Problematik, die besonders bei der Frage nach dem Ursprung des Lebens brennend wird. — Die Beiträge der beiden Autoren ergänzen sich gegenseitig in vorteilhaftester Weise. Wenn die oft nur skizzierten Gedankengänge vor allem T.s einmal in genauer Durchführung vorlägen, würde dies einen wesentlichen Gewinn für die moderne scholastische Naturphilosophie bedeuten.

Büchel

Margenau, H., *Thomas and the Physics of 1958: A Confrontation (The Aquinas Lecture 1958)*. kl. 8^o (IV und 61 S.) Milwaukee 1958, Marquette University Press. 2.50 Doll. — M., namhafter Physiker und bekannt durch seine Veröffentlichungen zur Naturphilosophie, glaubt in dieser Festvorlesung vor der Aristotelian Society of Marquette University, in der Lehre vom intellectus agens einen Berührungspunkt zwischen dem Denken des Aquinaten und der geistigen Haltung der

modernen Physik erblicken zu können. Er scheint darunter allerdings vor allem ein schöpferisch-gestaltendes Vermögen zu erblicken, den Ursprung jener Idealisierungen und rationalen Konstruktionen, die in der modernen Physik eine entscheidende Rolle spielen, in den Erfahrungsgegebenheiten aber kein unmittelbares Gegenstück besitzen; man denke z. B. an die quantenphysikalische Naturbeschreibung durch die symbolische Zustandsfunktion. Der Widerspruch zwischen dem Schöpfungsgedanken und dem Massenerhaltungssatz kann nach M. in einem relativistischen Weltmodell dadurch umgangen werden, daß die positive Energie der neu entstehenden Massen durch eine gleichgroße negative Gravitationsenergie kompensiert wird. Skeptisch ist M. gegenüber der thomistischen Lehre von den „*principia per se nota*“, soweit sie über logische Identitäten hinausgehen. Insgesamt gesehen ist es der „dynamische“ Zug im Denken des hl. Thomas, d. h. der beständig erneute und überprüfte Ansatz zur wissenschaftlichen „Kristallisation“ des „amorphen“ Erfahrungsmaterials — im Gegensatz zu der statischen Verfestigung späterer Systematiker —, in dem M. das gleiche geistige Streben wie in der modernen Physik wirksam spürt. B ü c h e l

v. Weizsäcker, C. F., Descartes und die neuzeitliche Naturwissenschaft (Hamburger Universitätsreden 23). 8^o (30 S.) Hamburg 1958, Univers.-Verlag, 1.50 DM. — Es ist vor allem ein dreifacher Unterschied, den W. in dieser Festvorlesung zwischen dem Denken Descartes', des Mitbegründers der neuzeitlichen Naturwissenschaft, und der geistigen Haltung der modernen Naturwissenschaft selbst aufweist. Descartes versuchte in einem deduktiven, geschlossenen Aufbau das Gebäude der Naturwissenschaft zu errichten, das seitdem 300 Jahre geduldiger kooperativer Forschung der Menschheit noch nicht vollendet haben. Er glaubte, die Fundamente dazu in klaren und distinkten Begriffen zu besitzen, die er als ein für allemal gegeben betrachtete; die tatsächliche Entwicklung der Physik ist umgekehrt den Weg der stets erneuten Kritik, Infragestellung und dadurch Vertiefung der Grundbegriffe gegangen. Descartes mußte Ausdehnung und Ausgedehntes miteinander identifizieren, weil er nur so, seinem deduktiven Ideal gemäß, Physik zu Mathematik machen zu können glaubte; aus der modernen Physik, so sehr sie auch von der Mathematik geprägt ist, erhebt sich doch unabweisbar die Frage nach der mathematischen Struktur und nach dem, das diese Struktur besitzt. Wie diese alte Frage des Universalienproblems heute zu beantworten wäre, das müßte der Gegenstand weiterer Untersuchungen sein. B ü c h e l

Unsöld, A., Max Planck. Physik und Historie (Veröffentl. d. Schleswig-Holsteinischen Univers.-Gesellschaft, 24). 8^o (32 S.) Kiel 1958, Hirt, 2.— DM. — Das Heft bringt vor allem die Reden bei der Einweihung des Max-Planck-Denkmalns an dessen Geburtsstätte in Kiel. Auf den, der mit dem Leben und Werk Plancks vertraut ist, muß das Bild des Gedenksteins ergreifend wirken: Auf der Vorderseite neben Namen, Lebensdaten und Portraitbüste als Zusammenfassung seines Lebenswerks die eine Zeile: $h = 6,62 \cdot 10^{-27} \text{ erg} \cdot \text{sec}$. Auf der rechten Seite als Abschluß einer kurzen Würdigung der Satz: „Sein Leben war voll hoher Ehren und schwerer Geschicke.“ B ü c h e l

Sapper, K. (Herausgeber), Kritik und Fortbildung der Relativitätstheorie. gr. 8^o (VIII und 283 S.) Graz 1958, Akadem. Druck- und Verlagsanstalt, 200 Schill. — Die Anschauungen der Autoren dieses Sammelwerks gehen, wie der Herausgeber selbst anerkennt, ziemlich weit auseinander; es können daher nur kurz die Grundgedanken der wichtigsten Abhandlungen angedeutet werden. A. Grünbaum und A. Wenzl stehen durchaus positiv zur (speziellen) Relativitätstheorie (von der in diesem Band praktisch nur die Rede ist). Grünbaum geht es vor allem um eine Analyse der logischen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Begriffen, experimentellen Daten und daraus zu ziehenden Schlüssen, die im Rahmen der Relativitätstheorie auftreten (1—26). Er setzt sich außer mit anderen Kritikern der Relativitätstheorie auch mit den Gedanken von P. Moon und E. Spencer auseinander, welche das relativistische Verhalten sehr schneller Elektronen ohne Relativitätstheorie aus einer „neuen Elektrodynamik“ ableiten wollen (144—159). Ob diese neue Elektrodynamik nach ihrer Quantisierung auch den Lambshift und das anormale

magnetische Moment des Elektrons ergäbe, wird nicht untersucht. Die Verlängerung der Lebensdauer schneller instabiler Teilchen kann die neue Elektrodynamik jedenfalls nicht erklären, und es erscheint etwas merkwürdig, daß gerade dieser wohl durchschlagendste experimentelle Nachweis der relativistischen Zeitdilatation bei der in diesem Buch vorgelegten Kritik an der Relativitätstheorie kaum diskutiert wird. *A. Wenzl* studiert einerseits das Verhältnis der Relativitätstheorie zu den drei philosophischen Strömungen des Realismus, Idealismus und Positivismus (160—167); andererseits bemüht er sich um eine Synthese zwischen der ontologischen Interpretation der Relativität der Gleichzeitigkeit und der von ihm vorgeschlagenen Möglichkeitsfeld-Deutung der quantenphysikalischen Wellenfunktion (124—134). *S. Mohorovičić* behandelt auf dem Hintergrund einer von ihm selbst entwickelten Theorie des Äthers und der Materie die philosophische und physikalische Problematik von Raum, Zeit und Welt (168—281). *K. Sapper*, der Sinn und Begründung des Begriffs der Relativität in der Relativitätstheorie diskutiert, erkennt die Geltung der Lorentz-Transformation an, sieht ihre Bedeutung aber lediglich in einer Relativität der Maßzahlen als Ausdruck der Relativität der räumlichen und zeitlichen Beziehungen zwischen Beobachter und Naturobjekt (45—91). *O. Golling* weist darauf hin, daß bei der Aerodynamik hoher Fluggeschwindigkeiten ähnliche Erscheinungen auftreten wie bei der Lorentz-Transformation — z. B. „erscheint“ das Profil einer schnell bewegten Tragfläche in ihrem aerodynamischen Verhalten „verdickt“ —, ohne daß jemand bereit wäre, daraus die Folgerungen zu ziehen, die in der Relativitätstheorie aus der Lorentz-Transformation gezogen werden (108—114). Nun scheint aber gerade aus den Ausführungen Gollings über die Behandlung aerodynamischer Probleme vermittels der Lorentz-Transformation zu folgen, daß das aerodynamische Analogon des Michelson-Versuchs ein positives Resultat ergäbe; ein aerodynamisches Analogon zum transversalen Doppler-Effekt und zur Verlängerung der Lebensdauer schneller instabiler Teilchen dürfte jedenfalls nicht existieren. — Der Kritik an der Relativitätstheorie, der in diesem Buch mehr Raum als der Fortbildung gewidmet ist, kann man in einer Hinsicht durchaus zustimmen: Die Ableitung der Relativitätstheorie aus dem Einsteinschen Relativitätsprinzip und aus dem Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit war so lange eine physikalisch noch nicht bewiesene Hypothese, als das einschlägige experimentelle Tatsachenmaterial so knapp war wie etwa bis 1925. Wenn dieser Mangel an experimenteller Fundierung durch philosophische Argumentation im Geist des Positivismus ersetzt werden sollte, dann konnte man an diesem Vorgehen mit Recht Kritik von der Art üben, wie sie in diesem Buch geboten wird. Heute ist es aber doch so, daß die Relativitätstheorie allein die Gesamtheit jener Tatsachen erklären kann, von denen die hier vorgeschlagenen „Ersatztheorien“ jeweils nur eine Auswahl zu deuten vermögen; der physikalische Gehalt der Relativitätstheorie, d. h. die Formeln der Lorentz-Transformation, muß also wohl als experimentell bewiesen anerkannt werden. Wer darin einen Triumph des Positivismus erblickte, müßte konsequenterweise die Überwindung der phänomenalistischen Physik Machs durch die Boltzmannsche Atomistik als einen Sieg des Realismus über den Positivismus deuten (vgl. 113 und 162 ff.).

B ü c h e l

Wetter, G. A., S. J., Philosophie und Naturwissenschaft in der Sowjetunion (rowohlt's deutsche enzyklopädie, 67). kl. 8^o (195 S.) Hamburg 1958, Rowohlt. 1.90 DM. — Das Bändchen ist eine Sonderausgabe der Neufassung des Kapitels über die Naturwissenschaften aus dem bekannten Werk *W.s* über den dialektischen Materialismus. Das Manuskript war schon vor dem Erscheinen von Klaus, „Jesuiten, Gott, Materie“ abgeschlossen, so daß auf dieses Buch nicht mehr Bezug genommen werden konnte; viele der von Klaus vorgebrachten Einwände haben aber durch die Neubearbeitung von selbst ihre Erledigung gefunden. Die Einleitung skizziert, wie Marx, Engels, Lenin und Stalin jeweils grundsätzlich das Verhältnis des Diamat zu den Naturwissenschaften aufgefaßt wissen wollten; dann folgen Abschnitte über Quantenphysik, Relativitätstheorie, Masse und Energie, Chemie, Kosmologie und Kosmogonie, über die Entstehung des Lebens, die „neue Zelltheorie“ von O. B. Lepeschinskaja, die „neue Vererbungslehre“ von I. W. Mitschurin und T. D. Lyssenko, über Anthropologie und Psychologie von I. P. Pawlow. Im physikalischen Teil, auf den sich Rez. zuständigkeithalber beschränken muß, münden die Untersuchungen

jeweils in die grundsätzliche Frage: Stellen die behandelten Theorien eine „Bestätigung des Diamat“ dar, wie von dessen Vertretern behauptet wird, oder lassen sie sich gleich gut mit anderen philosophischen Auffassungen vereinbaren? Im Fall der Quantenphysik wird hierzu herausgearbeitet, daß es bei der Auseinandersetzung der russischen Autoren mit Bohr, Heisenberg usw. gar nicht eigentlich um den Materialismus geht, sondern um den erkenntnistheoretischen Realismus, den der Diamat gegenüber einem wohl nicht zu leugnenden positivistisch-idealistischen Einschlag bei der „Kopenhagener Schule“ vertritt (die Gleichsetzung von „Realismus“ und „Materialismus“ findet sich leider auch bei Heisenberg selber, vgl. 37 Anm.); soweit dieses erkenntnistheoretische Bemühen der Russen nicht zu „dialektischen“ Scheinlösungen greift, kann es durchaus anerkannt werden. Bei der Relativitätstheorie lag es sehr nahe, festzustellen, daß diese Theorie heute nicht gut als „Bestätigung“ des Diamat angeführt werden kann, nachdem sie noch wenige Jahre zuvor gerade im Namen des Diamat verdammt wurde. Bei der Behandlung von Masse und Energie erkennt W. eine Selbstbewegung der Materie in dem Sinn an, daß das materielle substantielle Sein in sich selber jene Kräfte trägt, die den Prozeß des physikalischen Naturgeschehens immer weiter treiben; dies wäre also eine Art „konstitutioneller Bewegung“ im Sinne Mitterers. Damit ist jedoch noch nichts darüber ausgemacht, ob die Materie mit den ihr innewohnenden Kräften in sich selbst den letzten Grund ihres Daseins hat oder auf einen Schöpfungsakt zurückgeht, und das ist das Problem, um das es bei der Auseinandersetzung mit dem Diamat entscheidend geht. In der Kosmologie und Kosmogonie wird besonders deutlich, wie es um die beanspruchte „Wissenschaftlichkeit“ des Diamat steht. Kosmologische Theorien und Modelle, die dem Diamat widersprechen, werden von vornherein als „unwissenschaftlich“ abgetan, und dann wird behauptet, daß die Thesen des Diamat die Folgerungen aus den Erkenntnissen der Naturwissenschaft darstellten. — Es war gewiß ein guter Gedanke, dieses Kapitel mit Rücksicht auf das große Interesse an der Naturwissenschaft in einer gesonderten Ausgabe einem Leserkreis zugänglich zu machen, der vielleicht nicht so leicht zu dem großen Werk W.s über den Diamat greifen würde. Eine wertvolle Ergänzung bilden die Quellentexte aus Marx, Engels, Lenin und Stalin und die Erklärung der (vor allem physikalischen) Fachausdrücke.

B ü c h e l

H a r t m a n n, M., Die Sexualität. Das Wesen und die Grundgesetzmäßigkeiten des Geschlechts und der Geschlechtsbestimmung im Tier- und Pflanzenreich. 2. Aufl. gr. 8^o (XVI und 463 S., 288 Abb.) Stuttgart 1956, Fischer. 54.— DM. — Die grundsätzlichen Auffassungen über die Sexualität der Organismen sind auch in der 2. Aufl. dieses grundlegenden Werkes die gleichen geblieben wie in der ersten. Auch die Einteilung ist die gleiche. Die Moewusschen Angaben über die chemische Natur der Gamone und Termone mußten gestrichen werden. Umfassendes neues Material von Befunden über diplomodifikatorische Geschlechtsbestimmung bei Metazoen wurde neu dargestellt. Tiefgreifende Veränderungen zeigt besonders das Kapitel über die diplogenetische Geschlechtsbestimmung. — Nach Vorbemerkungen zum Kernphasen- und Generationswechsel und der Nomenklatur der Geschlechtsverteilung und Geschlechtsbestimmung wird über die „Allgemeine bipolare Zweigeschlechtlichkeit“ berichtet. Es folgt der Hauptteil des Werkes über die vier Haupttypen der Geschlechtsbestimmung: 1. Haplogenetische Geschlechtsbestimmung. 2. Haplomodifikatorische G. 3. Diplomodifikatorische G. 4. Diplogenetische Geschlechtsbestimmung (Vorkommen, Erscheinungen und Mechanismen, entwicklungsphysiologische Grundlagen, Zusammenfassung und Allgemeines). Für den an allgemeiner Biologie und Naturphilosophie Interessierten sind vor allem die beiden letzten Kapitel des Werkes wichtig, nämlich die allgemeine Theorie der Sexualität und der Befruchtung. Hier formuliert H. die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der Sexualität, von denen ich nur die drei wichtigsten hervorheben möchte (S. 390): 1. Das Gesetz der allgemeinen bipolaren Zweigeschlechtlichkeit. 2. Das Gesetz der allgemeinen bisexualen Potenz. 3. Das Gesetz der relativen Stärke der männlichen und weiblichen Determinierung. — Auch die neue Auflage dieses führenden Werkes imponiert nicht nur durch die geniale Bemeisterung einer ungeheuren Stofffülle, sondern vor allem auch durch die wissenschaftliche Durchdringung und Heraushebung der allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, die erst das große Tatsachenmaterial für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt faßbar machen.

H a a s

Bergman, St., *Paradiesische Insel. Urwaldtiere und Steinzeitmenschen in Neuguinea*. 80 (229 S.) Wiesbaden 1956, Brockhaus. 14.80 DM. — Der Verf., ein bekannter schwedischer Zoologe, legt in einer sehr lebendigen Darstellung die Ergebnisse und Erlebnisse seiner 2. Forschungsreise (1952) nach der Tropeninsel dar. Auf dieser Reise sollten besonders tropische Vogelarten studiert werden. Eine Menge zoologisch außerordentlich interessanter Tatsachen wird berichtet, von denen nur einige genannt seien: die vollendete Schutzstellung eines Rieseneulenschwalms (19), der sich durch seine Haltung so gut zu tarnen wußte, daß ihn der Verf. nicht entdeckt hätte, wenn ihn nicht ein Eingeborener mit seinen scharfen Augen zuvor gesehen hätte; dann der komplizierte Tanz des Palengo, des zwölfwädigen Paradiesvogels (21 ff.); ferner die interessante Lebensweise der Flughunde, Erlebnisse mit Pythonschlangen, Krontauben und Nashornvögeln. Für den Ethnologen sind besonders aufschlußreich die Kapitel über die primitiven Kapaukos (77—135), die dem Forscher „vollkommen grotesk“ (81) vorkamen sowohl nach Gestalt, wie nach Lebensweise und Bekleidungsitten. Steinwerkzeuge sind noch vielfach in Gebrauch. Da der Forscher hauptsächlich zoologische Interessen hatte, sind die letzten Kapitel wieder den Beobachtungen der seltsamen Vogelwelt gewidmet. Wichtig sind vor allem wieder die Erkenntnisse über die Paradiesvögel und ihre hochkomplizierten Tanzformen, die für die Verhaltensforschung von großem Interesse sind. Leider weiß man über die Fortpflanzungsverhältnisse dieser Vögel noch sehr wenig. — Wenn man auch die sehr ertümlichen, von jeder Kultur unberührten Verhältnisse dieser Inselwelt in einem besonderen Sinne „paradiesisch“ nennen darf, so zeigt doch die dauernde Dämonenfurcht, unter der diese primitiven Menschen leben (vgl. 115), klar, daß auch für sie das eigentliche Paradies verschwunden ist. H a a s

Siegmund, G., *Tier und Mensch. Beitrag zur Wesensbestimmung des Menschen*. kl. 80 (309 S.) Frankfurt 1958, Knecht. 12.80 DM. — Mit der Aufgabe jeder Generation zur Selbstbesinnung über Sein und Sollen des Menschen im Kosmos stellt sich auch die Frage nach dem Unterschied des Menschen vom Tierreich jeder Zeit irgendwie neu. Der Verf. unternimmt es in diesem Buch, in reichhaltiger Einbeziehung neuer Ergebnisse der Naturwissenschaften und der Tierpsychologie und zugleich in geschultem philosophischem Durchdenken der Tatsachen die Frage in neuer Weise zu beantworten. Nach einem geschichtlichen Rückblick über die verschiedenen Lösungsweisen des Problems, speziell im dialektischen Materialismus, unterwirft er zunächst das allzuoft ungeklärte und wie etwas „Apriorisches“ behandelte Entwicklungsprinzip begrifflicher und sachlicher Klärung und Umgrenzung. „Daß alle Differenzierungen in der Welt durch einen einheitlich aufsteigenden Entwicklungsprozeß entstanden seien, hat sich mehr und mehr als blickverengendes Schema erwiesen.“ In vorsichtigem, stufenweisem Ansteigen zur letzten Problemlösung wird sodann die biologische Eigenart des „Menschen als Lebewesen“ aufgezeigt. Sehr farbenreich-lebendige Berichte über Ergebnisse neuer Tierpsychologie erhellen die oft überraschende Leistungsfähigkeit der „Tier-Intelligenz“, die sich mit allzu vereinfachenden Erklärungen durch einen zu starr gefaßten Instinkt-begriff nicht deuten lassen und für deren Erklärung der Verf. auf die alte „Vis aestimativa“ zurückgreift. Andererseits besteht, daß die Tierintelligenz sich vom menschlichen Intellekt und seiner Spannweite und Tiefendimension wesentlich abhebt. Gut wird die menschliche Sprache als Eigengut des Menschen als eines Lebewesens gezeigt, das „Logos“, d. h. Geist und Sprache, besitzt. Auch angesichts der neueren Forschungen ergibt sich die „Grenzscheide“ zwischen Mensch und Tier: einseitig vereinfachender sensualistischer Monismus und ebenso ein Dualismus, für den Geist und Sinnlichkeit einander feindliche Gegensätze wären, ergeben sich als mit den Tatsachen unvereinbare Konstruktion. Es bleiben im menschlichen Sein und seinem „hierarchischen Schichtenaufbau“ zwei aufeinander nicht zurückführbare und wesentlich verschiedene Wesensteile, die doch zugleich zur echten Einheit verbunden sind. Menschlichem Intellekt eignet, im Gegensatz zur Tierintelligenz, die spezifische Weise des „Sich-selbst-gegeben-Seins“, womit zugleich die verantwortliche Sorge für das „In-Ordnung-Sein“ dem Menschen gegeben ist. Er „ist“ nicht nur, sondern er „hat“ sein Sein im menschlichen Selbstbewußtsein und in Selbstverantwortung; er wird im

relativen Durchbrechen der rein biologischen Sphäre ein „*Ens capax infiniti*“, das sich Aufträgen und Geboten Gottes öffnet. Aufgeschlossenheit für alles Tatsächliche, Beherrschung der empirischen Forschungsergebnisse und reifes, ruhiges philosophisches Durchdenken und Auswerten der Gegebenheiten machen, zusammen mit der überaus lebendigen und klaren Schreibweise, das Buch zu einer erfreulichen Gabe.

Willwoll

Structures et Liberté. Études Carmélitaines XXV. 8^o (XXV und 283 S.) Bruges 1958, Desclée. 195.— bfr. — Eine auf den ersten Blick hin fast verwirrende Reichtumsfülle wird in diesem Jubiläumshft der verdienten *Études Carmélitaines* geboten. Befassen sich doch die Referate der Tagung der „*Études Carmélitaines*“ diesmal von so verschiedenen Gesichtspunkten, von der Physik, Biologie, Psychologie, Psychotherapie, Soziologie, Gnadentheologie und Mystik her mit der Gegensatzspannung von Strukturnötigung und Freiheit, wobei selbstverständlich die Bedeutung der Worte Strukturnötigung und Freiheit von Referatgruppe zu Gruppe hin variieren. Den Auftakt zur Tagung bietet der Begründer der „*Schicksalsanalyse*“, *Szondi* (Zürich), mit einem sehr klaren, inhaltreichen und spannenden Referat über die in der Erbmasse bedingten Wahlverwandtschaften und Schicksalswege bei Ehe, Berufswahl usw. und über die doch im Rahmen erbbedingter Wegvorzeichnung bleibende Freiheit persönlicher Lebensgestaltung. *Massignon* (Paris) führt anschließend aus, daß nicht blindes Fatum die Schicksalswege bestimmt, sondern eine geheimnisvolle „*Berufung*“ sich in den vorgegebenen individuellen und sozialen Strukturen bekundet. *P. Philippe de la Trinité* (Rom) fragt nach der Freiheit, mit der Menschen auf göttlichen Anruf antworten; er greift damit auf das alte theologische Problem von Gnade und Freiheit, Allwirksamkeit Gottes und Verantwortlichkeit und Verdienst des Menschen zurück. Die Problemstellung des „*Gnadenstreites*“ und die Voraussetzung eines göttlichen Wissens um „*peccata futuribilia*“ als verfehlt erklärend, stellt er sein Referat unter das Motto: weder Thomismus noch Molinismus, sondern zurück zur einfacheren Lehre von Thomas. — Die folgende Gruppe von Referaten behandelt zunächst den Gegensatz von Strukturbindung und sogenannter „*Freiheit*“ im physikalischen Geschehen (*Février*, Paris) und im biologischen Bereich (*Destouches*, Paris, und *Soulaire*, Paris), um dann zum eigentlich menschlichen Freiheitsproblem anzusteigen. *Ruyer* (Nancy) präzisiert das Problem der determinierenden Strukturtotalität im Menschen und der Freiheit der Selbstgestaltung, und *Mathieu* (Paris) findet im modernen Kunstschaffen den Durchbruch der Freiheit durch die Strukturnötigungen. Beim Menschen erweisen sich die Strukturgegebenheiten zugleich als Ansatzpunkt und als Begrenzung der Willensfreiheit (*Lhermitte*, Paris), wobei aber Freiheit nicht nur als Offensein für viele Möglichkeiten, sondern als Macht zur Selbstgestaltung zu fassen ist (*Laforge*, Paris). Im Anschluß an C. G. Jungs Schrifttum über die archetypischen Bilder behandelt *Baudouin* (Genf) das Archetypische in Märgen, in denen das intellektuell-kluge Prinzip das irrational-wilde (den Drachen z. B.) überwindet. *Ibor* (Madrid) spricht als Psychotherapeut von der Schwierigkeit begrifflicher Klärung in der Neurosenlehre und von der Freiheit in der Neurose. Die Bindung an Sozialstrukturen, an die Eltern-Art (*Dolto*, Paris), an das weitere Schicksalsmilieu (*de Greeff*, Louvain) erhellt aus zum Teil tragischen Schicksalsbedingungen, wobei aber dennoch der Mensch nicht nur ein „*Echo der ihn nicht Liebenden*“ ist (*Cuny*, Paris). — In ganz andere Problemregionen führen die drei folgenden Referate. *Journet* (Fribourg) spricht von der „*Freiheit in der Kirche*“ und *Cerfaux* (Louvain) handelt in Erörterung des Galaterbriefes und seiner weitgehenden Geöffnetheit für hellenistisches Gedanken- und Sprachgut von der Freiheit des Christen gegenüber dem alten Gesetz. Von der Bindung des Menschen auch im mystischen Bereich von natürlichen individuellen und sozialen Voraussetzungen einerseits, und von der als Gnadengeschenk in mystischer Gottesnähe erlangten höchsten Befreiung des Menschen handeln die sehr klaren Ausführungen von *P. Lucien-Marie* (Lille). — Abschließend stellt *Lacombe* (Lille) in kurzen und präzisen Formulierungen nochmals das Problem menschlicher Willensfreiheit innerhalb der vorgegebenen Bedingtheiten und Nötigungen heraus. Ein Anhang, den wir lieber gleich am Anfang des Bandes sähen, weist auf die verschiedenen Wortsinne von „*Freiheit und Struktur*“ in den verschiedenen im Buch behandelten

Seinsgebieten hin. Dieses vorausgesetzt, bietet der neue Band der *Études Carmélitaines* wieder eine reiche und anregende Fülle der Betrachtungsweisen und des Wissens. Ein langes Vorwort stellt den Band als „Jubiläumsband“ der „*Études*“ und ihrer 25 Tagungen vor und es bringt die Glückwünsche von zuständigsten Seiten an den verdienten Begründer der *Études Carmélitaines*, P. Bruno de Jésus-Marie, Glückwünsche, denen wir uns angesichts dieses Jubiläumsbandes in aufrichtiger Freude anschließen.

Willwoll

Kircher, V., *Die Freiheit des körpergebundenen Willens. Arbeiten zur Psychologie, Pädagogik und Heilpädagogik*. Freiburg-Schweiz 1957. Universitätsverlag. (198 S.) 14.50 DM. — Die Arbeit hat zwei Teile, deren erster die Darlegung dreier Stellungnahmen zum Problem ist, nämlich der von Pradines, de Greeff und Ricœur. Der zweite Teil ist eine „Stellungnahme (zu den genannten Autoren) im Rahmen der thomistischen Psychologie“, denn die „Untersuchungen werden ... in einem präzisen Rahmen und vor dem Hintergrund eines gesicherten Wissens stehen: Allen Gedankengängen wird das thomistische Menschenbild und die thomistische Interpretation des Willens und seiner Freiheit zugrunde liegen“ (Vorwort). Die Verfasserin versucht, eine der für den Intellekt und sein Verhältnis zum Sinnlichen bereits gewonnenen Abstraktionslehre ähnliche Schau des Verhältnisses von Strebevermögen und Sinnlichkeit zu gewinnen. Nach einer die Begriffe und die Fragestellung klärenden Einleitung beginnt der darlegende Teil. Bei Pradines und de Greeff — beide Autoren gehen vom Biologischen her an die Frage — ist die Entwicklung des Geistigen eine Befreiung vom Körperlichen, sei es nur phylogenetisch im Laufe der Menschheitsgeschichte (Pradines) oder ontogenetisch im Verlauf der Individualentwicklung (de Greeff). Im Gegensatz dazu interpretiert der den Existenzialisten nahestehende Ricœur die Wirklichkeit nicht „von unten“ — den Geist vom Leib her — sondern umgekehrt „von oben“: den Leib vom Geist. Die Zurückweisung der kritisierten Autoren bleibt aber nicht negativ. K. hebt bleibende Erkenntnisse als Ansatzpunkte ihrer eigenen Synthese heraus. Diese bleibt im Rahmen der thomistischen Philosophie. Deren wichtigster Grundgedanke ist in diesem Zusammenhang, daß die Wahlfreiheit nicht die Vollendung des Geistes schlechthin ist, sondern der Ausdruck des spezifisch Menschlichen unserer Geistigkeit (184), womit die Wahlfreiheit der reinen Geister zwar nicht gelehnet, wohl aber von der des Menschen unterschieden wird (184—185). Damit ist auch die Sünde und ihre Möglichkeit in besonderer Weise Ausdruck der Prägung unseres Willens durch seine Bindung an den Körper. Diese ist zwar nicht total, so daß die Freiheit aufgehoben wäre (Kap. IV und V), aber „der Einfluß des Körpers und der Triebe auf die Entscheidung ... wirkt sich aus im praktischen Urteil ... und in der allgemeinen Entfaltung der Willenstätigkeit, die von bestimmten physiologischen und psychologischen Bedingungen abhängig ist. Die Willensentscheidung kann aber, formal gesehen, von diesem Einfluß nicht betroffen werden. Sie ist ein geistiger Akt, der eine Grundlage hat im Materiellen, der aber als Akt der Entscheidung nicht an die körperlichen Bedingungen gebunden ist“ (133). Immerhin geht diese Bindung so weit, „daß die Sünde und die Wahl zwischen Gut und Böse in der natürlichen Ordnung auf besondere Weise Eigenschaft des körpergebundenen Willens ist. Die großen Fragen der menschlichen Freiheit: Souveränität, Indetermination und Freiheit für Gut und Böse sind also nicht nur vereinbar mit der körperlichen Wirklichkeit; sie sind sogar in durchaus positiver Weise gerade in dieser Körperlichkeit begründet, ... weil die Begrenztheit des inkarnierten Geistes nicht einfach als reine Mangelerscheinung aufgefaßt werden darf“ (185), ist sie doch „zugleich die Möglichkeit zu einer schöpferischen Tätigkeit, die nur im begrenzten Wahlakt zum Ausdruck kommen kann“ (186). Die körpergebundene Freiheit bleibt aber begrenzt, hängt es doch „vom Körper ab, ob und wie weit der Mensch frei“ ist (187), zwar nicht in dem Sinne, als ob „der Körper die Macht (hätte), den Willen zu unterdrücken oder zu befreien“ (187). — Die spekulativ sehr gute, wenn auch allzu eng an eine bestimmte Richtung angelehnte Arbeit läßt leider die Orientierung an der Empirie vermissen. Das nimmt den interessantesten Aussagen ihre Wirklichkeitsbeziehung und auch einen Teil ihrer Glaubwürdigkeit. Die in unserer Zeit von den modernen Strömungen der Psychologie so brennend gewordene Frage nach der Tatsächlichkeit und dem Umfang der Freiheit

des menschlichen Willens und damit die Frage nach der Möglichkeit der Sünde bleiben so gut wie unberührt. Angesichts der moralischen, pädagogischen und psychotherapeutischen Verwirrung hätte diese Sicht des Problems nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Erlinghagen

Schlegel, W., Körper und Seele. Eine Konstitutionslehre für Ärzte, Juristen, Pädagogen und Theologen. 8^o (180 S.) Stuttgart 1957, Enke. 19.50 DM. — Der Verf. dieses Buches will eine wissenschaftlich einwandfrei unterbaute Klärung des Problems: Körperbau und Charakter, bringen. Die für eine solche Lösung heranzuziehenden Konstitutionselemente (die Ganzheitsbetrachtung der Leib-Seele-Einheit Mensch hält der Verf. für unbegründet 53), Leitmerkmale und die zugeordneten Charaktereigenschaften müssen exakt und in ihren Beziehungen korrelationsstatistisch gesichert sein. Auch für das Gebiet der Psychologie kann nur eine „rein naturwissenschaftliche Arbeitsmethodik“ in Frage kommen (52—66: Die Methoden zur Beurteilung der Psyche). Aus dieser Grundeinstellung heraus wird es zwar verständlich, daß Sch. die Charakterdiagnostik „nicht in die Hand des Psychologen“ legen will (94). Er kann aber mit solchen Methoden keine Aussagen belegen, die sich auf das geisteswissenschaftlich und philosophisch zu fassende Wesen der Seele beziehen. So etwa, wenn er meint, daß Körper und Seele nur „zwei Seiten einer Wirklichkeit“ seien (80), die man aus didaktischen Gründen in zwei Begriffe fassen könne. Auch seine ethische Beurteilung der Homosexualität (124) und seine positivistische Auffassung des Sittengesetzes (im Gegensatz zu „den von der Natur geschriebenen ewigen Gesetzen“ 159) schließt metaphysische Voraussetzungen ein, die mit den Methoden naturwissenschaftlicher Erkenntnis nicht gerechtfertigt werden können, so wertvoll diese Methoden in ihrem Bereich auch sein mögen. — Trotz dieser nicht unwesentlichen Bedenken glauben wir, daß die Untersuchung des Verf. nach Intention und Methode einen Beitrag zu den Forschungen über Konstitution und Charakter darstellt, der verdient, aufgegriffen, kritisch geprüft und weitergeführt zu werden. Das Material, auf dem die Untersuchungen beruhen, ist außerordentlich umfangreich. In einer Arbeit von etwa 20 Jahren hat der Verf. an rund 10 000 männlichen Personen seine anthropologische Methode der Körpermessung und der Beurteilung durchgeführt, über die er in den Kapiteln Körpermerkmale (8—17) und Typen des Körperbaues (17—38) berichtet. Er unterscheidet dabei die athletisch-asthenische und die andromorph-gynäkorphe Variationsreihe, die sich in verschiedener Weise berühren und überkreuzen können. In einem besonderen Abschnitt werden die Charakterbilder dieser Variationsreihen behandelt (78—94). In diesem Abschnitt nähert sich der Verf. einer ganzheitlichen Betrachtungsweise, die also auch für die Konstitutionsforschung, jedenfalls in ihrem seelischen Bereich, nicht so „ausgesprochen unfruchtbar und hemmend“ zu sein scheint, wie der Verf. an anderer Stelle (53) meint. Juristen und Pädagogen werden die Kapitel Sexualität der Typen (109—122), Varianten der Sexualität und Pathologie des Sexualverhaltens (122—138), Konstitution und Kriminalität (159—170) besonders aufmerksam lesen. Der Verf. tritt temperamentvoll für Straffreiheit der Homosexualität ein, da sie, wie auch andere Zwischenstufen der Sexualität, „Ausdruck einer konstitutionsgebundenen, inneren Notwendigkeit“ sei, ein „natürliches Sexualverhalten“ dieser Persönlichkeiten darstellt und nicht als „anomal oder gar unsittlich bezeichnet“ werden könne (122). Es ist bedauerlich, daß der Verf. nichts über eventuell vorhandenes Schuldbewußtsein der von ihm untersuchten 110 homosexuellen Männer im Alter von 18—65 Jahren mitteilt. Hier lägen vielleicht Ansatzpunkte, die zu einer tieferen Einsicht in den Begriff des „natürlichen Sexualverhaltens“ führen könnten, das in der Humanpsychologie vom rein Biologischen her nicht adäquat gefaßt werden kann.

Gilen

Piéron, H., Couméto, M., Durandin, G., de Montmollin, G., Le maniement humain (Traité de Psychologie appliquée, 5). gr. 8^o (296 S.) Paris 1956, Presses Universitaires de France. 1200 Fr. — In diesem 5. Bd. des großen, von Piéron herausgegebenen Handbuchs der angewandten Psychologie geht es um die psychologischen Probleme des menschlichen Einsatzes und der Menschenführung im Bereich der Arbeit und des wirtschaftlichen Zusammenseins. Im 1. Kapitel (Le maniement de

la perception, 959—1091) handelt *Piéron* über die Einflüsse, die Möglichkeiten und die Grenzen, die sich für die physiologische Psychologie und ihre Anwendungen aus den Einsichten und Fortschritten der modernen Technik in Raumgestaltung und Lichteinwirkung, aus dem Lärm und der Lärmbekämpfung, aus der Schnelligkeit der Bewegung im fahrenden Wagen, in Schiff oder Flugzeug ergeben. Dabei zieht der Verf., der selber eine Reihe von experimentellen Untersuchungen zu diesen Problemen durchgeführt hat, eine reiche, vorwiegend amerikanische Literatur heran (Bibliographie: 1082—1091). Auf einige Abschnitte sei besonders aufmerksam gemacht: *Les problèmes psychophysiologiques de l'éclairage* (1017—1036); *La perceptivité visuelle* (1036—1050); *La perceptivité auditive* (1050—1063). — Das 2. Kapitel dieses Bandes ist der Psychologie der Berufstätigkeit und ihrer Faktoren gewidmet (1093—1160). Sein Verf., *M. Coumètou*, untersucht vor allem den Einfluß, den das Arbeitsmilieu ausübt (1095—1141). Er geht dabei zunächst auf das von ihm als „physisch“ bezeichnete Milieu ein: Licht-, Geräusch- und klimatische Verhältnisse; sodann wendet er sich den technischen Arbeitsmitteln zu, die die Arbeit angenehmer und ertragreicher gestalten, sowie dem psychologischen Klima, dem der Arbeiter und seine Leistung unterstehen. Ein Abschnitt über die ökonomischen, affektiven technischen und geistig-moralischen Interessen, die den Arbeiter an das Unternehmen binden, beschließt diesen Beitrag. Die Bibliographie umfaßt 6 Seiten englisch-amerikanischer und französischer Literatur. — Eine sehr klar geschriebene Abhandlung zur Psychologie der Propaganda und der öffentlichen Meinung hat *G. Durandin* beige-steuert (1161—1195). Seine Beispiele sind zum Teil den revolutionären Propagandamethoden moderner totalitärer Staaten und kriegführender Parteien entnommen. Das Literaturverzeichnis führt 95 Nummern von Büchern und Artikeln an, die teilweise in deutschen Bibliotheken kaum zu erreichen sind. — Die Versuche einer wissenschaftlichen Sicherung der Psychologie des Commandement (Leadership) werden im letzten Teil dieses Werkes von *G. de Montmollin* kritisch gemustert und skeptisch beurteilt (1197—1241). — Im ganzen haben die Verf. hier ein Buch geschaffen, dem sicher jeder, der auf dem Gebiet der Arbeits- oder Wirtschaftspsychologie tätig ist, manche Einsichten, Anregungen und Hinweise, auch auf spezialisierte Literatur, entnehmen kann.

Gilen

4. Ethik. Rechts- und Staatsphilosophie

Krohn, S., *Die normative Ethik in ihrer Beziehung zur Erkenntnis und zur Idee der Menschheit* (Annales Universitatis Turkuensis, B 69). gr. 8^o (284 S.) Turku 1958, Turun Yliopiston Kustantama. 1100.— FM. — Gegenüber dem in den nordischen Ländern verbreiteten Subjektivismus und Relativismus will der Verf. die objektive Auffassung der Ethik verteidigen. Er wendet sich vor allem gegen die relativistische Werttheorie seines finnischen Landsmannes E. Westermark, während er sich mit J. E. Salomaa und E. Ahlmann im wesentlichen einig weiß. Als die „zwei Hauptströmungen im ethischen Denken der Gegenwart“ bezeichnet Kr. die heute weitverbreitete „negativistische Strömung“ und die objektivistische Ethik, die „einen Teil der *philosophia perennis* ausmacht“ und heute vor allem durch die „auf der Phänomenologie fußende normative Wertethik“ vertreten ist (54 f.). Die phänomenologische Ethik, als deren Vorkämpfer Scheler und N. Hartmann genannt werden, sieht Kr. in dem englischen Ethiker G. E. Moore, dessen *Principia Ethica* schon 1903 erschienen, vorgebildet. Der wertvollste Teil des Werkes Kr.s ist die Kritik des „ethischen Negativismus“ (56—141). Hierher gehört der Wertnihilismus des logischen Positivismus, der alle Werturteile ablehnt, weil sie sich nicht empirisch „verifizieren“ lassen, dann die Gefühlstheorie, nach der „gut“ nur das ist, was wir gefühlsmäßig billigen, weiter der Naturalismus, der die Werturteile und Normen in bloße Tatsachenaussagen verwandeln will; so versucht die evolutionistische Ethik das Gute auf das Fortschrittliche in der Entwicklung („the relatively more evolved conduct“: Spencer) zurückzuführen, die soziologische Ethikauffassung auf die von der Gesellschaft gebilligten Gewohnheiten. Der Verf. zeigt mit großem Scharfsinn die zahlreichen Selbstwidersprüche, Begriffsverwechslungen und Zirkelschlüsse in diesen Theorien. Gegenüber dem ethischen Skeptizismus, der sich auf die große Ver-

schiedenheit der ethischen Auffassungen beruft, weist Kr. darauf hin, daß die Meinungsverschiedenheiten sich oft mehr auf Tatsachenfragen als auf die eigentlich ethische Beurteilung beziehen, ferner daß es sich bei den Meinungsverschiedenheiten oft um komplexe, schwer durchschaubare Anwendungen sittlicher Prinzipien, nicht aber um die Grundsätze selbst, handelt (148—160). Eine Art Zwischenstellung schreibt Kr. der „orthonomischen“ Ethikauffassung Brentanos und seines Schülers Oskar Kraus zu, nach der das Gute die „als richtig charakterisierte Liebe“ ist (131 f., 142). Das Wesentliche der objektivistischen Auffassung sieht er darin, daß der sittliche Wert unabhängig von der subjektiven Beurteilung oder Bewertung ist (144). Diese objektivistische Ethikauffassung ist für den Verf., wie schon bemerkt wurde, vor allem in der phänomenologischen Wertethik als der modernen Weiterführung der antiken und der christlichen Ethik gegeben. Dementsprechend ist eine Handlung sittlich gut, „wenn von zwei Selbstwerten . . . der höhere Wert verwirklicht wird“ (145). Freilich ist Kr. nicht blind für die Grenzen der Wertethik. So heißt es z. B. im Gegensatz zur Auffassung Schelers: „ . . . der sittliche Wert des Gutseins, das angestrebt wird und als sittliches Wertziel erscheint, ist nicht derselbe sittliche Wert wie der sittliche Wert des Strebens nach diesem Gutsein“ (226). Damit ist entgegen der Auffassung Schelers (vgl. „Formalismus“, 1954, S. 49) und auch N. Hartmanns („Ethik“, 1926, S. 348) ein *eigener* objektiver sittlicher Wert anerkannt und die Meinung abgelehnt, die intendierten Werte seien stets nur „Sachverhaltenswerte“ (Hartmann a. a. O.), nicht aber sittliche Werte. Unter dieser Voraussetzung verliert aber das wertethische Vorzugsprinzip, nach dem *der* Akt sittlich gut ist, der unter verschiedenen an sich nicht-sittlichen Werten den höheren erstrebt, seine Berechtigung. Kr. gibt denn auch selbst zu, daß es ein sittliches Sollen gibt, das sich durch die Wertethik nicht erklären läßt, „auf Werte nicht zurückführbar“ ist (255). Am Ende seines Werkes (259) deutet er an, daß es „eine metaphysische Idee des Menschen gibt, und daß wir durch das ethische Bewußtsein zu dieser Idee in Beziehung stehen“. Wenn wir diese Idee kännten, könnte die ganze Ethik als normative Wertethik erfaßt werden (ebd.). Aber eine klare Erkenntnis, meint er, sei uns hier versagt. So bleibt die Ethik zum Teil in einem bloßen „Glauben“, wenn auch einem „berechtigten Glauben“, begründet. Aber ist dieser Verzicht auf echte Einsicht wirklich notwendig? Vielleicht würde der Verf., wenn er ohne den etwas voreiligen Verzicht in der angedeuteten Richtung weiterdenken wollte, zu einem neuen und vertieften Verständnis der in der *philosophia perennis* grundgelegten Lösung gelangen.

de Vries

G i e r s, J., Die Gerechtigkeitslehre des jungen Suárez. Edition und Untersuchung seiner römischen Vorlesungen *De iustitia et iure* (Freiburger Theol. Studien, 72). gr. 8^o (XVII und 258 S.) Freiburg 1958, Herder. 24.— DM. — Da Suárez einen eigenen Traktat *De iustitia et iure* nicht geschrieben hat, kommt der Herausgabe seiner römischen Vorlesungen von 1584 über die Gerechtigkeit ein besonderer Wert zu. Sie lassen die Stellung erkennen, die er zu diesen grundsätzlichen Fragen in seiner früheren Zeit eingenommen hat; später ist er auf diesen Problembereich nicht mehr thematisch, sondern nur noch in anderen Zusammenhängen mehr beiläufig zurückgekommen. Die römische Vorlesung, die mit Vorzug auf die eigentlich spekulativen Fragen eingeht, bietet darum zugleich eine willkommene Ergänzung zu dem großen Werke *De legibus*, G., der in einer früheren Arbeit schon die Gerechtigkeitslehre Cajetans behandelt hat (Gerechtigkeit und Liebe. Die Grundpfeiler gesellschaftlicher Ordnung in der Sozialethik des Kardinals Cajetan, 1941; vgl. Schol 17 [1942] 155 f.), legt hier den Text vor, der unter anderen Nachschriften römischer Vorlesungen des Suárez aufgefunden wurde, und macht ihn zum Gegenstand eingehender Untersuchung. Der Text ist nicht vollständig erhalten; er umfaßt die letzten sechs Quästionen der *Disputatio secunda De dominio*, also des Teiles der Vorlesung, der vom Objekt der Gerechtigkeit handelt, eine kurze *Disputatio tertia De actibus iustitiae in genere* und die umfangreichere *Disputatio quarta De habitu iustitiae*. Der Wiedergabe des Textes schickt G. eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Suárezforschung in moraltheologischer Hinsicht und eine Einführung in die römische Vorlesung voraus, in der er auch die geistige Welt des damaligen Collegium Romanum, an das Suárez 1580 berufen wurde, charakterisiert. Mit großer Sorgfalt legt er dann, zum Teil in einer Art Paraphrase des Textes, die Pro-

bleme dar, die Suárez behandelt, geht den Gedankengängen des Autors im einzelnen nach, setzt sie mit der Sichtweise und den Diskussionen des suarezianischen Zeitalters in Verbindung und arbeitet den Beitrag heraus, den Suárez selbständig geliefert hat. Nach einer Übersicht über die Quellen, aus denen Suárez geschöpft hat, gibt er schließlich zwei kürzere Zusammenfassungen; die eine hebt das hervor, was der Gerechtigkeitslehre des jungen Suárez im Verhältnis zu den überlieferten Gedanken eigen ist, die andere vergleicht diese Lehre mit dem, was Suárez in späterer Zeit in gelegentlichen Äußerungen zu den gleichen Problemen gesagt hat. So fördert diese Ausgabe in einer sehr eingängigen Weise die Kenntnis suarezianischer Doktrin. — G. kommt schon in der Einleitung (7) auf den angeblichen „Voluntarismus“ der Rechtsphilosophie des Suárez zu sprechen. Wenn diese Frage auch im wesentlichen als erledigt gelten darf, ergibt sich doch aus der nun bekanntgewordenen Lehre über die Gerechtigkeit eine wertvolle Bestätigung dafür, daß bei Suárez von einer Subjektivierung des Rechtes keine Rede sein kann: er bleibt ganz in der Tradition, die im Recht eine objektive Größe erkennt. Sehr gut macht G. deutlich, inwiefern bei Suárez aber eine besondere Betonung des Willenselementes in Recht und Gesetz vorliegt, in der er über Thomas und die an ihm ausgerichtete Rechtsphilosophie hinausgeht, ohne sich in einen Gegensatz zu ihr zu stellen.

H a r t m a n n

C h e n u, M. D., Die Arbeit und der göttliche Kosmos (Übersetzt und eingeleitet von K. Schmitt). 8^o (184 S.) Mainz 1956, Grünewald, 7.60 DM. — Das kleine Buch ist eine Programmschrift, hervorgegangen aus Artikeln, die der Verf. 1952 im „Esprit“ hatte erscheinen lassen. Sie hat die Eigenschaften, die eine intelligent geschriebene Programmschrift zu haben pflegt: sie weist auf eine noch nicht hinlänglich erfüllte Aufgabe hin, bringt dazu eine Menge erleuchtender Gedanken, deckt einige dunkel gebliebene Zusammenhänge auf; bleibt im übrigen oft bei Andeutungen und großen Linien stehen und neigt dazu, bisherige Mängel stark zu betonen (was haben die „modernen Theologen“ und vor allem die „Moralisten“ nicht alles versäumt!) und als neu hinzustellen, was vielleicht auch vor einiger Zeit doch nicht ganz so unbekannt war. Das Buch tritt ein für die Notwendigkeit einer „Ethik der Arbeit, die bis jetzt von niemand vorgelegt worden ist“ (45), einer (wie gewöhnlich gesagt wird) Theologie der Arbeit, die der neuen Wirklichkeit menschlicher Arbeit in der modernen Arbeitswelt gerecht wird. Sie hat vor allem zwei Dinge auszulegen: die gemeinschaftsbildende Kraft, die der Arbeit des industriellen Zeitalters innewohnt, und die Bedeutung, die dieser Arbeit in der Verbindung des Menschen mit dem Kosmos zukommt, ihre Stellung in dem Gesamtplan der göttlichen Schöpfung, in dem die Arbeit „ein Teilstück der Weltkonstruktion und der Herrschaft Gottes“ ist (58). Vor allem der letzte Gedanke liegt dem Verf. am Herzen, und er fügt seinen eigenen Überlegungen einen von ihm interpretierten Text des hl. Maximus Confessor „über die Beziehung des Menschen und der Natur“ als Anhang hinzu. — Der Wirksamkeit des Buches für den deutschen Leser steht ein gewisses Hindernis entgegen in seiner typisch französischen Art. Der Verf. geht offensichtlich bei manchem, was er sagt, von unausgesprochenen Voraussetzungen aus, die in der geistigen Welt Frankreichs gegeben sind. Erwähnt seien, als kurz anführbare Beispiele, nur die häufig wiederholten Apostrophierungen nicht genannter Theologen und Philosophen, die cartesianisch beeinflusst oder infiziert seien (vgl. 56, 76, 80 f., 124, 164 f., 182), oder der Bezug auf eine seit einer Reihe von Jahren verkündete „Arbeitsmystik“ (46, 76), an deren Stelle eine Theologie der Arbeit treten soll. Die deutsche Übersetzung hat sich vom französischen Text kaum gelöst; das verschärft den Eindruck, ein französisches Buch vor sich zu haben. Viele Sätze bleiben ganz in der Ausdrucksweise fremden Stils und erschweren dem Leser das Verständnis erheblich. Manchmal ist die Wiedergabe einfachhin mißglückt (man lese z. B. diesen Satz: „Jedenfalls trägt das dem Christen gegebene Kapital eine kosmische Geistigkeit, wovon die Arbeit eine der Achsen ist“ 71). Man dürfte nicht „sensible“ regelmäßig mit „empfindsam“ übersetzen oder immer Zivilisation sagen, auch wenn eindeutig Kultur gemeint ist, oder Sozialisierung, einen genau geprägten Begriff, gleichbedeutend mit Sozialisation gebrauchen; wir sprechen von Aufklärungsphilosophie und nicht von Erleuchtungsphilosophie (103) oder von weltlicher Gewalt bzw. von Staatsgewalt und nicht von ziviler Gewalt (96), was eher an den Gegensatz zu

militärischer Gewalt denken läßt. — Der Satz: *Sileant* (genauer: *Silente*) *theologi in munere alieno*, der S. 87 „den neuen Lehrern des internationalen Rechts im 18. Jahrhundert“ zugeschrieben wird, stammt von Albericus Gentilis (1552—1611).

Hartmann

Valverde, C., S.J., *Presupuestos metafísicos en la filosofía social y política de Juan Donoso Cortés* (Excerpta ex dissertatione ad Lauream in Facultate Philos. Pont. Univ. Gregoriana), gr. 8^o (87 S.) Comillas (Santander) 1958, Universidad Pontificia. — Jedes Handeln, erst recht jede politische Wirksamkeit muß aus Kenntnis geboren sein, aus Wissen um den Menschen, ja zutiefst um das Sein selbst. Die politische Tätigkeit des großen spanischen Diplomaten Donoso Cortés wurzelt, wie der Verf. überzeugend dargetut, in einer Philosophie der Ordnung. Ordnung ist geordnete Vielfalt. Bloße Einheit läßt keinen Raum für die Freiheit, die Grundbedingung der Liebe. Wo nur Vielheit bleibt, da lauert das Nichts. Erst wo Einheit sich frei verströmen kann in Vielfalt und Vielfalt gebunden ist in höhere Einheit, da herrscht Ordnung. Für das an Augustinus geschulte Denken Donosos ist die Ordnung der Dinge eine hierarchische, sie beruht auf der Teilhabe der Geschöpfe an den Vollkommenheiten des einen Wesens Gottes, das letzter einender Grund aller geschaffenen Vielfalt ist. In der Mitte der so begründeten Ordnung steht der Mensch als Krone der Schöpfung und Abbild des Schöpfers. Die hierarchische Ordnung ist jedoch nicht starr und statisch, sie ist Synthese von Gesetz und Freiheit. Gesetz ohne Freiheit schafft nur tote und lieblose Einheit, Freiheit ohne Gesetz führt zu chaotischer Vielheit. Die menschliche Freiheit ist nicht absolut, nicht völlig gesetzlos, sie steht in den Bindungen einer gesetzten Naturordnung, der Naturgesetze, die ihn zwingen, und der Gesetze der eigenen Natur, die ihn verpflichten. Innerhalb dieser Gesetze findet die Freiheit ihren Spielraum. Auf diesem Hintergrund entfaltet sich die Ordnung als dynamische Synthese von göttlichem und menschlichem Wirken; sie erwächst aus dem je neuen Zusammenspiel von geschöpflicher Freiheit und frei waltender Vorsehung Gottes. Aber gerade weil der Mensch frei ist, kann er sich auch gegen die Ordnung als solche stellen. Das ist die Ursünde, die Revolution aus Grundsatz, die das Übel gebiert. Doch führen selbst Sünde und Übel nur zur Vereitelung einer bedingten, relativen Ordnung — an der unbedingten, absoluten Ordnung, die im Wesen Gottes selbst gründet, können sie nicht rütteln. Hierbei klingt einer der triumphierendsten Gedanken des hl. Augustinus an, daß selbst die Verdammten noch ihren Platz haben im *ordo universi*; spiegeln sie doch in letztem Ernst die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes wider. In dem klaren Wissen um die Tatsache der Ursünde liegt der Grund für den oft schockierenden Pessimismus, mit dem Donoso vielerorts vom Menschen und von der Menschheit spricht. Mit Recht weist der Verf. derartigen Äußerungen ihren Platz an in der Auseinandersetzung mit dem rationalistischen Optimismus eines rein natürlichen Menschenbildes, wie es sowohl dem Liberalismus wie dem Sozialismus zugrunde liegt. Demgegenüber betone Donoso mit aller Schärfe die Verkehrtheit der gefallenen Menschennatur. Gelegentliche, fast protestantisch anmutende Übertreibungen müsse man der Polemik zugehalten. Das letzte Wort Donosos sei ein entschiedener christlicher Optimismus. Der gefallene Mensch kann von sich aus die verlorengegangene Ordnung nicht wiedergewinnen, Gott selbst aber hat sie noch wunderbarer wiederhergestellt in der Erlösung in Jesus Christus. Dieser *ordo christianus* — für Donoso selbstverständlich der *ordo catholicus* — ist aber seinem Wesen nach Zusammenwirken von Gott und Mensch, von Erlöser und Sünder, von Christus und Christen. Auf dem Hintergrund der letzten, unbedingten Ordnung führt selbst das Chaos der Sünde, durch Gottes freie Erlösungstat eingefangen in die Einheit der Liebe, zu einer noch herrlicheren Ordnung des Ganzen. — Dieses großartige Bild der Seins- und Heilsordnung schält der Verfasser aus den Schriften und Briefen des Donoso Cortés heraus, auch unter Zuhilfenahme noch unveröffentlichter Schriftstücke aus dem Familienarchiv. Man wird dem Verfasser rechtgeben müssen, wenn er auf die hohe Gegenwartsbedeutung einer solchen christlichen Ordnungsphilosophie als Grundlage einer verantwortungsbewußten Politik hinweist. Das vorliegende Exzerpt enthält vorwiegend Auszüge aus den allgemeinen Anfangskapiteln der Arbeit, und man ist begierig zu erfahren, welche Folgerungen sich aus dieser Philosophie der christlichen Ordnung ergeben für

Familie, Gesellschaft, Staat. Im Anhang findet sich die bisher vollständigste Bibliographie über Donoso Cortés. H u m m e l

Voegelin, E., Wissenschaft, Politik und Gnosis. 8^o (93 S.) München 1959, Kösel. 4.80 DM; geb. 6.80 DM. — V. (nach einer zwanzigjährigen Lehrtätigkeit in USA seit kurzem Ordinarius für politische Wissenschaften an der Universität München) überrascht durch seine Interpretationen, die den Marx der Frühschriften und den Hegel der Phänomenologie und der Philosophie der Weltgeschichte mit Nietzsche und Heidegger in Verbindung setzen und zur Erleuchtung geheimer Zusammenhänge spätantike Gnosis und mittelalterliche Kabbala heranziehen. Hier und da reizt eine kühne Behauptung unmittelbar zum Widerspruch. Es ist doch nicht so einleuchtend, daß das System eine gnostische und nicht eine philosophische Denkform sei (54). (Sind Aristoteles und Thomas nicht auch Systematiker? Müßte man nicht wenigstens System und System unterscheiden? Und — ist Gnosis einfachhin keine Philosophie?) Oder wollte jemand so schnell unterschreiben, daß Hegels Phänomenologie in ihrer Substanz und Intention radikal antiphilosophisch und eines der großen Werke der Magie sei (81)? Man wird auch nicht dem neuen Terminus „Parusismus“ bzw. „parusitisch“ eine allgemeine Aufnahme versprechen, den V. im Anschluß an Heideggers Rede von der Parousie des Seins bildet und in dem er seine Analyse zusammenfaßt (Parusismus = die Geisteshaltung, in der die Erlösung vom Übel der Zeit durch die Ankunft, den Advent des immanent verstandenen Seins in seiner Fülle zu erwarten ist 60). Aber der Kerngedanke des Buches, das den gnostischen Charakter des modernen Denkens und seiner politischen Auswirkungen aufweisen will, ist mit einem gewissen Nachdruck herausgearbeitet. V. geht aus von der politischen Systeme, die Plato und Aristoteles begründet haben und die die Ordnung des Politischen auf der Erkenntnis des Seins aufbaut. Als typisch für die Meinungen, die in den modernen Gesellschaften sich durchzusetzen versucht haben, sieht er das „Verbot der Fragestellung“ an, das die Antike nicht gekannt habe: „Diese Haltung der bewußten und spekulativ sorgfältig durchgearbeiteten Verschließung gegen die Ratio ist das neue Phänomen“ (31). Es soll vor allem bei Marx, dann auch bei Hegel und Nietzsche und schließlich bei Heidegger, dem „genialen Gnostiker unserer Zeit“ (57), aufgewiesen werden. Vieles von dem, was V. in der Auslegung einzelner Texte zeigt, ist einleuchtend, und sein Buch regt auf jeden Fall sehr zum Nachdenken an. Aber es bleibt eine grundsätzliche Frage. V. will, zuerst bei Marx, einen „intellektuellen Schwindel“ nachweisen, eben den, der zu dem Verbot des Fragens führe, das die Unhaltbarkeit der eigenen Konstruktionen aufdecken könnte; er behauptet, daß eine bewußte Täuschung, im Festhalten an erkannter Unwahrheit, schließlich den Charakter „dämonischer Verlogenheit“ annehme, da die Revolte gegen Gott letztes Motiv sei (45). Wird mit solchen Deutungen nicht eine Grenze überschritten, die den Erklärungen fremder Gedankenwelt gezogen ist? Auch wenn eine Analyse einen Zirkel des Denkens feststellt, ein Verschlössensein in ein System, das sich durch sich selbst zu erweisen vorgibt und jedes Infragestellen von außen ablehnt, gibt sie damit das Recht, die Anklage auf bewußte Unwahrheit, auf klar gewollte Täuschung zu erheben? Um mit dem Denker zu schließen, den auch V. an das Ende setzt: Ist die Hegelsche Spekulation des absoluten Wissens bewußter „Gottesmord“ (wie V. im Anschluß an Nietzsches 125. Aphorismus in der Fröhlichen Wissenschaft deutet: „Um den Gottesmord zu begehen, wird das System geschaffen“ 83)? Ist es nicht möglich, daß Hegels Selbstaussage, er sei ein guter Lutheraner, und seine energischen Proteste gegen den Vorwurf des „Pantheismus“ ganz ehrlich waren, ebenso wie die Überzeugung, daß sich das System gegen alle Zweifelsfragen aus sich selbst, durch seine eigene Darstellung rechtfertige? Von hier aus wären Gedankenverbindungen, die V. entwickelt, auf ihre Tragfähigkeit zu prüfen, wenn auch die Eindringlichkeit seiner Analysen nicht bestritten werden soll. V. denkt kühn und vielleicht etwas gewaltsam; um das „Symbol“ aufzugreifen, mit dem er schließt: Kann man wirklich die geringfügige und etwas prosaische Veränderung der Schillerschen Verse, die den Schluß der Phänomenologie bilden, als „Schändung eines Gedichtes“ zum Symbol „gnostischer Zerstörung der Realität“ erklären? H a r t m a n n

R ü s c h, E. G., Toleranz. Eine theologische Untersuchung und eine aktuelle Auseinandersetzung. 8^o (152 S.) Zollikon-Zürich 1955, Evangelischer Verl. 11,35 DM.— Der Verf., reformierter Theologe, will in dieser systematisch-theologischen Studie (8) die grundsätzliche Einstellung des christlichen Denkens zur Toleranz erörtern. In der Einleitung sucht er den Begriff der Toleranz zu klären und gibt einen Überblick über die Geschichte des Problems. Die drei Hauptteile des Werkes sind überschrieben: Toleranz und Intoleranz des Evangeliums; Das Evangelium und die Kirche; Das Evangelium und der Staat. Der 1. Teil betont einerseits die Intoleranz des Evangeliums, die auf der Einzigkeit und Heiligkeit Gottes beruht und alles Widergöttliche ausschließt, andererseits die Toleranz des Evangeliums, die in der Liebe und Langmut Gottes begründet ist. Der 2. Teil behandelt die Fragen der Toleranz innerhalb der Kirche im Anschluß an die „notae ecclesiae“. Im Abschnitt über die Einheit der Kirche heißt es u. a.: „Jeder Versuch, die Vielzahl der Kirchen ... theologisch zu begründen, würde ... den Boden des neutestamentlichen Kirchenverständnisses verlassen“ (41). Darum wendet sich R. gegen Miéville (vgl. Schol 32 [1957] 145 f.); seine Toleranzlehre schlage in Intoleranz gegenüber dem Offenbarungsglauben um (48). Als heilige muß die Kirche den Kampf um die wahre Lehre mit allen geistlichen Mitteln führen (61). Freilich wird dies im Abschnitt über die apostolische Lehre der Kirche dahin eingeschränkt, daß das Bekenntnis nicht mit dem Wort Gottes gleichgesetzt werden darf (80). Obwohl das Bekenntnis zum Wesensbestand der Kirche gehört, soll doch auch Bekenntnisfreiheit wesentlich sein, insofern Gott uns aufrufe, „in neuer Situation neu und anders (!) zu bekennen“ (80). „Es ist freilich zuzugeben, daß bei solcher Toleranz die Kirche in Gefahr ist, von einer Irrlehre überrumpelt ... zu werden“ (81). Aber „die rechte Toleranz der Bekenntnisfreiheit rechnet mit der Verheißung des Heiligen Geistes, der die Kirche in alle Wahrheit leiten wird“ (82). Diese Verheißung hindert jedoch nicht, daß die Irrlehre „sich ... in der Kirche ... festsetzen und ausbreiten und mit der Zeit eine solche Mehrheit erreichen“ kann, „daß sie gemäß den demokratischen Ordnungen selbst das Lehramt der Kirche ... bestimmt“ (96). Hier kommt der Katholik allerdings nicht mit. In um so weiterem Ausmaß können wir den Ausführungen des Verf. im 3. Teil zustimmen, insbesondere in der Ablehnung der verschiedenen „Intoleranz-Motive des Staates“. Leider hat R. die Ansprache Pius' XII. vom 6. Dezember 1953 (AAS 45 [1953] 797—800) nicht gekannt. Sonst wären seine Ausführungen über „die Toleranzfrage im Verhältnis des römischen Katholizismus zum Staat“ (142 bis 147) wohl anders ausgefallen. Hierzu ist auch zu vergleichen: *A. Hartmann S.J.*, Toleranz und christlicher Glaube, Frankfurt 1955, ein Werk, das R. allerdings noch nicht berücksichtigen konnte, da es erst nach Drucklegung seines Buches erschienen ist. Auch *G. Heinzel S.J.* sagt in seiner Rektoratsrede in Innsbruck 1957: „Gewaltmaßnahmen gegen andere religiöse Bekenntnisse sind sittlich unerlaubt“ (vgl. Festschrift des Verlags F. Rauch zur Hundertjahrfeier der Theol. Fakultät Innsbruck, Innsbruck 1958, 51). Freilich gilt das mit der auch von R. anerkannten Einschränkung, daß das irrige Gewissen nicht „die Gemeinschaft der Menschen in Frage stellt und sie bedroht“ (132). Dann, aber auch nur dann, dürfte es Aufgabe des Staates sein, gegen den Störer der öffentlichen Ordnung einzuschreiten. Daß der „Glaubensstaat“ auch vom katholischen Standpunkt aus keineswegs gefordert ist, zeigt *A. Hartmann a. a. O.* (200—215). Erfreulich ist, daß R. trotz seiner Mißverständnisse der katholischen Toleranz-Auffassung an der Forderung der Toleranz auch gegen die Katholische Kirche festhält (145 f.). Seine Stellung zum schweizerischen Jesuitenverbot (146 f.) scheint dann freilich nicht ganz folgerichtig; gewiß ist seine Aufhebung Angelegenheit des Staates, aber der Staat erwartet hier wohl auch eine wahrhaft tolerante Stellungnahme von seiten der evangelischen Theologie.

de Vries

Staatslexikon. Recht — Wirtschaft — Gesellschaft. Hrsg. von der Görres-Gesellschaft. 6., völlig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Bd. 3 Lex. 8^o (VIII und 616 S.) Freiburg 1959, Herder. 76.— DM; Hld. 85.— DM. Subskr. 68.— DM; Hld. 76.— DM. — Der 3. Band des Staatslexikons erfüllt voll und ganz die Erwartungen, die der 1. und 2. Band erweckt haben (vgl. die Würdigung in Schol 33 [1958] 113—114 und 34 [1959] 89—90). — Aus dem evangelischen

Raum brachte die 5. Aufl. nur den mehr politisch als theologisch oder kirchenkundlich informierenden Beitrag „Evangelischer Bund“; jetzt sind es 8 Beiträge mit insgesamt 56 Spalten, mehrere davon aus der Feder evangelischer Verfasser, die wirklich gut über die Verhältnisse und Auffassungen auf evangelischer Seite sowie über deren neuere Entwicklung unterrichten. Was *Ü. Scheuner* in seinem Beitrag „Evangel. Kirchenverträge“ über das Selbstverständnis unseres heutigen Staates in seinem Verhältnis zur Kirche ausführt, läßt sich ohne weiteres auch auf das Verhältnis der BRD und ihrer Länder zur katholischen Kirche sowohl in ihrem Hoheitsgebiet als auch als Weltkirche anwenden. Auch in *H. Moslers* Beitrag über das (Bonner) „Grundgesetz“ kommt der — ungeachtet der Weitergeltung der sog. Religionsartikel der Weimarer Reichsverfassung — tiefgreifende Wandel zum Ausdruck, der letzten Endes seinen Grund darin hat, daß der Staat von Weimar wertneutral sein wollte, wogegen das „Grundgesetz“ sich zu vorgegebenen Werten bekennt, die jeder menschlichen, also auch staatlichen Verfügung entrückt sind. Mit großer Klarheit tritt dies auch in dem Beitrag von *W. Geiger* über die „Grundrechte“ in Erscheinung. — Sehr der Beachtung wert ist der Beitrag „Freiheit“, für den *M. Müller* und *J. B. Hirschmann S.J.* verantwortlich zeichnen. — Aus dem sozialen Bereich sind hervorzuheben die Beiträge „Gemeinschaft“, „Gemeinwohl“ und „Gesellschaft“ von *G. Gundlach S.J.* sowie der umfangreiche Beitrag „Gewerkschaften“, dessen grundsätzlicher Teil von *G. Briefs* und *E. Bowvier S.J.* gemeinsam gezeichnet ist, aber klar die führende Meisterhand des Ersten erkennen läßt. Den deutschen „Gewerkschaftstreit“ von der Jahrhundertwende bis zum ersten Weltkrieg behandelt *E. Deuerlein* aus gründlicher Kenntnis des Quellenmaterials; die theologische wie auch die spezifisch gewerkschaftliche Problematik kommen dabei vielleicht etwas zu kurz. — Auch dieser Band enthält Beiträge einiger nichtkatholischer, uns gesinnungsmäßig nahestehender Mitarbeiter, die gewonnen zu haben die Görres-Gesellschaft sich zur Ehre anrechnen darf; etwas befremdend wirken dagegen einzelne Namen von Mitarbeitern, bei denen kaum eine innere Verbundenheit mit der weltanschaulichen Grundhaltung des Staatslexikons vermutet werden kann. Die fraglichen Beiträge sind allerdings rein technischer Art und in dieser ihrer Art ausgezeichnet. Der Benutzer des Staatslexikons erwartet aber darüber hinaus die wertende Einordnung in das große Ganze von Recht, Wirtschaft und Gesellschaft, und diese sucht er in diesen, glücklicherweise nicht zahlreichen Beiträgen vergebens. — Ungeachtet dieser und anderer kleiner Bemängelungen, die man anbringen könnte, ist der Band eine höchst achtbare Leistung.

v. Nell-Breuning